

C. Villain

# Die Tote aus dem Kanal

Ein Sandrine Perrot-Krimi



# Die Tote aus dem Kanal

Die Vorgeschichte von  
Sandrine Perrot

von

Christophe Villain

## Die Tote aus dem Kanal

Sandrine hielt die warme Kaffeetasse in den Händen und schaute durch die Fenster des Cafés hinaus. Der böige Wind trieb dunkle Wolken über den Himmel und wirbelte Blätter entlang des Boulevards. Fußgänger zogen die Reißverschlüsse ihrer Jacken hoch und beeilten sich, noch vor dem drohenden Regen ins Trockene zu kommen. Die Aussicht, mit dem Motorrad auf die Straße zu müssen, begeisterte sie nicht sonderlich. Sandrine vergaß meist einzukaufen und verabscheute es zu kochen. Das Café Central war ihre Rettung, um nicht mit knurrendem Magen auf der Arbeit zu erscheinen.

»Noch etwas zu trinken?«, fragte die Bedienung, die Sandrine regelmäßig während der Frühschicht antraf. Sie tippte auf eine Studentin, die sich ein paar Euro dazuverdiente. Dem Akzent nach stammte sie aus der Provence.

»Vielen Dank, aber ich muss mich bald auf den Weg machen.«

»Kein schöner Tag«. Die junge Frau warf einen Blick nach draußen und nahm den benutzten Teller, auf dem Reste des Rühreis und Baguettekrümel lagen.

»Deswegen halte ich mich noch etwas an der Kaffeetasse fest.« Ein ungutes Gefühl beschlich sie, das sie an keiner konkreten Begebenheit festmachen konnte, doch es nagte an ihr, als könnte der Tag nur schlechter werden. Der Fall, in dem sie ermittelte, hatte sich in ihrem Kopf festgekrallt und ließ sich nicht abschütteln, was ihr sonst meistens gelang.

»Keine Eile«, beschwichtigte die Kellnerin und sah sich in dem halbleeren Café um. »Es wird erst um die Mittagszeit wieder voller. Bis dahin ist wenig zu tun.«

Ihr Handy, das vor ihr auf dem Tisch lag, vibrierte und sie warf einen Blick auf das Display.

»Ich muss leider annehmen.«

Die Bedienung verstand den Wink und brachte das schmutzige Geschirr in die Küche.

»Hallo Martin, was gibt es?«

Sie hörte ihrem Kollegen eine Weile schweigend zu.

»Am Boulevard Richard Lenoir? Ich bin in einer Viertelstunde dort.«

Sandrine beendete das Gespräch und fluchte unterdrückt. Ihr Bauchgefühl hatte sich als richtig erwiesen, der Tag hielt, was er versprach. Sie legte Geld auf den Tisch, zog die wasserdichte Motorradjacke an und nahm den Helm, der auf einem Stuhl lag. Rasch trank sie den Rest des Kaffees. Die Bedienung winkte ihr freundlich zu, als sie das Frühstückscafé verließ.

Ihr Motorrad stand auf dem breiten Bürgersteig zwischen zwei Bäumen. Sie wischte mit dem Ärmel über den nassen Sitz, bevor sie aufstieg und die Handschuhe anzog. Bis zum Boulevard Richard Lenoir waren es nur wenige Kilometer. Martin Alary hatte von dort angerufen und wartete auf sie. Sie atmete tief durch und startete den Motor. Kurz darauf fädelte sie sich in den Verkehr ein.

Am Kanal Saint-Martin parkten ein halbes Dutzend Streifenwagen und ein Rettungswagen. Die Sanitäter hockten in dem Wagen und Rauchwolken stiegen durch das Fenster auf, das einen Spalt offenstand. Sie hatten es bequemer als ihre Kollegen von der Polizei, die raus mussten, um den Bereich abzusperren. Die ersten Gaffer sammelten sich bereits auf einer der schmalen Brücken, die sich über den Wasserlauf spannten. Sandrine fuhr durch eine Lücke in dem Metallzaun, der den Kanal vom Boulevard trennte, und stellte das Motorrad auf der breiten Fußgängerpromenade ab. In regelmäßigen Abständen standen Poller, doch heute lag hier kein Boot vertäut und das Schleusentor war geschlossen.

»Guten Morgen Sandrine«, begrüßte sie ein grauhaariger Mann mit kantigen Gesichtszügen. Die Abzeichen wiesen ihn als Major de Police aus. »Was für ein Scheißwetter, um mit dem Motorrad unterwegs zu sein.«

»Hallo Martin. Ist immer noch viel schneller als mit einem Auto. Vom Parken ganz zu schweigen.« Sie stopfte die Handschuhe und ihren Schal in den Helm und packte ihn in einen der Seitenkoffer. »Ist es unser Kerl?«

»Der Krawattenmörder? Sieht ganz danach aus.«

»Nennen sie ihn inzwischen so?« Sie schüttelte angewidert den Kopf. »Viel zu freundlich. Er ist ein sadistischer Mörder und sollte genau so betrachtet und auch genannt werden.«

»Ich habe es nicht erfunden. Das verdanken wir den Journalisten, die knackige Überschriften brauchen.« Er hob abwehrend die Hände.

»Tut mir leid. Ich musste an die Opfer denken.«

»Schon gut. Sobald einem solche Dinge nicht mehr an die Nieren gehen, ist es an der Zeit, den Beruf zu wechseln.«

»Dort drin?«, fragte sie und schaute in Richtung des Eingangs zum Kanal Saint-Martin, der auf den nächsten Kilometern unterirdisch verlief. Selbst an sonnigen Tagen erschien ihr dieser düstere Ort unheilvoll. »Wer vom Team ist hier?«

»Brossault, der Rechtsmediziner, Carron mit den Leuten von der Spurensicherung und ein paar Polizisten, die den Bereich absperren. Die großen Jungs sind auf dem Weg, denen war es wohl noch zu früh am Morgen.«

Sandrine lachte leise. Der Chef der Mordkommission und der leitende Untersuchungsrichter würden nicht lange auf sich warten lassen. Die Mordserie beherrschte die Titelseiten der Zeitungen und sie waren gezwungen zu zeigen, dass die Polizei alles aufbot, um den Täter aus dem Verkehr zu ziehen. Nur waren sie ihm noch keinen Millimeter nähergekommen, seit sie im Sommer das erste Opfer gefunden hatten. Inzwischen war Februar und zwei weitere tote Frauen waren dazugekommen.

»Dann mal los«, sagte sie und ging in Richtung des Tatorts.

Der Regen setzte ein und prasselte auf das dunkle Wasser des Kanals. Major Martin Alary zog den Kragen seiner Regenjacke hoch und ging schneller über das rutschige Pflaster. Ein unifor-

mierter Polizist trat zur Seite und winkte sie durch die Absper-  
rung.

»War die geschlossen?«, fragte Sandrine und sah zu der Schleuse, an der sich das Wasser staute. Der Kanal Saint-Martin war etwas über vier Kilometer lang, besaß insgesamt fünf Schleusen und verband das Bassin de la Villette im Norden mit der Seine im Süden.

»Die meisten Leute benutzen nur den freiliegenden Bereich: Ein paar Touristenschiffe, aber hauptsächlich Tretboote und kleine Motorboote für Familienausflüge im Bassin de la Villette. Den Kanal durchfahren auf der ganzen Länge kaum mehr als ein Dutzend Boote am Tag.«

»Je weniger, desto eher fallen sie auf. Hoffen wir, dass jemand etwas bemerkt hat.«

Sie traten durch eine offenstehende Metalltür, die von einem weiteren Polizisten bewacht wurde, in den Tunnel. Martin Alary wischte sich Regentropfen von den Schultern und rückte das Holster mit der Waffe zurecht. Ein gemauerter Weg, auf dem zwei Leute bequem nebeneinander gehen konnten, führte entlang des Kanals. Das trübe Licht des regnerischen Tages reichte nur wenige Schritte tief in den Tunnel hinein, und die antik aussehenden Lampen, die in regelmäßigen Abständen an der Wand hingen, ermöglichten zwar, den Weg zu erkennen, aber waren nutzlos für die Arbeit der Spurensicherung, die gleißend helle Strahler aufgebaut hatten, damit ihnen nichts entging.

Ein hagerer Mann mit einem spitz zulaufenden Bart und Halbglatze kam ihnen entgegen.

»Ah. Capitaine Perrot und Major Alary. Auch schon hier?« Marcel Carron, der Leiter der Kriminaltechnik, klopfte Sandrines Begleiter auf die Schulter und zwinkerte ihm zu, bevor er sich zu ihr wandte. Auf ein kumpelhaftes Schulterklopfen verzichtete er bei ihr.

»Wie weit sind Sie mit der Sicherung des Tatorts?«

»So gut wie fertig. Allerdings gab es kaum etwas zu sichern.«

»Was können Sie mir sagen?«

»Ein Angestellter des städtischen Bauamts hat die Leiche bei einer Routineuntersuchung entdeckt. Sie trieb im Wasser. Er hat uns augenblicklich informiert und den Fundort verlassen. Sehr umsichtig.«

»Handelt es sich auch um den Tatort?«, fragte der Major.

»Es gibt keinen Hinweis darauf«, erwiderte der Kriminaltechniker. »Wir haben den Weg nach Kampfspuren abgesucht, aber ohne Erfolg. Die Leiche ist unbekleidet, doch nirgends finden sich Kleidungsstücke.«

»Also eher nicht.«

»Davon würde ich ausgehen.«

»Eine Ahnung, wie die Leiche hierhergekommen ist?«, fragte Alary.

»Da bleiben kaum Möglichkeiten. Im Kanal herrscht keine Strömung, die ausreicht, einen menschlichen Körper zu bewegen. Spätestens an einer der Schleusen wäre sie entdeckt worden.«

»Dann wurde sie hier abgelegt«, sagte Sandrine.

»Die Frage ist nur, auf welche Art.« Der Kriminaltechniker zeigte auf die Metalltür am Eingang zum Tunnel. »Das Betreten ist verboten und die Tür ist normalerweise verschlossen. Aber es ist kein Problem, über die Tür zu steigen. Allerdings schon, wenn man die Leiche einer erwachsenen Person mitschleppt. Das Risiko, entdeckt zu werden, ist viel zu hoch.«

»Dann bleibt nur eine Möglichkeit«, sagte Sandrine und trat an das Geländer, das ihr zu schmutzig war, um es anzufassen. »Der Täter hat sie an dieser Stelle von einem Boot geworfen.«

»Eine ideale Stelle«, stimmte der Major ihr zu. »Niemand würde es bemerken. Hier kommt nur selten jemand vorbei.«

»Ich gehe davon aus, dass im Tunnel keine Sicherheitskamera angebracht ist.« Trotzdem schaute Sandrine sich um.

»Hat es noch nie gegeben.« Marcel Carron winkte ab. »Für so etwas gibt es keine städtischen Mittel. Die glauben, das Verbotsschild und die Tür reichen aus.«

»Vielleicht kann uns der Arzt mehr sagen.« Besonders hoffnungsvoll war sie nicht. Bisher hatte der Mörder keine verwertbaren Spuren hinterlassen.

»Viel Glück.«

Sandrine holte ein Paar Einweghandschuhe und Schuhüberzieher aus der Jackentasche und zog sie an. Auch wenn der Kriminaltechniker annahm, hier nichts von Interesse zu finden, ging sie auf Nummer sicher.

Einige Meter weiter fand sie Doktor Brossault, der neben dem Opfer stand, über dem eine blaue Decke ausgebreitet war.

»Hallo Docteur«, begrüßte sie den älteren Mann in einem dunklen Anzug mit Fliege und Einstecktuch, der sich zu ihr drehte und mit dem Zeigefinger die rahmenlose Brille den Nasenrücken hochschob. »Ein idealer Ort, um eine Leiche abzulegen, nicht wahr?«

»Absolut.« Er nickte enthusiastisch. »Der Mörder zeigt ein Faible für historische Orte. Das muss man ihm zugestehen.«

»Der Kanal ist aus dem frühen 19. Jahrhundert, soweit ich mich an meinen Geschichtsunterricht erinnere.«

»1825, wenn man exakt sein möchte, aber wer will das schon.«

Sandrine verkniff sich ein Grinsen. Der Rechtsmediziner gehörte genau zu dem Typ von Mensch, der es stets möglichst exakt haben wollte und mit seinem Wissen nicht zurückhielt.

»Jedenfalls der Kanal. Die Überbauung fand erst deutlich später statt: im Jahr 1860. Vordergründig wurde sie von Haussmann angelegt, um den Verkehr in der Stadt zu verbessern.«

»Vordergründig?«, fragte Sandrine nach. Der Mann liebte es, seine Geschichtskennntnisse auszubreiten und seine Mitmenschen zu erleuchten. Wenn er glücklich war, konnte sie auf mehr Informationen hoffen, also ließ sie ihm das Vergnügen.

»Natürlich. Napoleon III war nicht gerade ein beliebtes Staatsoberhaupt. Besonders in den revolutionären Stadtvierteln wie Faubourg-Montmartre und Ménilmontant gärte der Widerstand gegen seine Herrschaft. Da kam der Plan, den Kanal zu überbauen, gelegen. Eine breite Schneise durch die Stadt, entlang derer

man die Kavallerie schicken konnte, um für Ruhe und Ordnung zu sorgen.«

»Interessant«, hörte sie von Major Alary, der hinter sie getreten war. »Hat ihm aber letztlich nichts genutzt.«

»Glücklicherweise«, stimmte ihm der Arzt zu.

Sandrine kniete sich neben die Leiche und sah den Rechtsmediziner fragend an. Erst als er nickte, hob sie die Decke an, unter der die Tote lag. Das blutleere Gesicht einer jungen Frau starrte sie mit leblosen blauen Augen an. Blonde Haare klebten feucht an der bleichen Haut. Um den Hals trug sie eine Krawatte aus Seide. Die Spuren der Strangulation verfärbten den Hals.

»Sie wurde stranguliert«, murmelte Sandrine. Mehr zu sich als zu Doktor Brossault.

»Genau wie die beiden vorherigen Opfer«, bestätigte er.

»Was können Sie mir sagen?«

»Die Frau schätze ich auf Mitte zwanzig, blond und attraktiv wie die anderen Opfer. Sie wurde mit der Krawatte stranguliert. An den Handgelenken finden sich Einschnitte. Ohne mich festlegen zu wollen, würde ich auf Plastikfesseln schließen. Diese Dinge, die auch die Polizei benutzt.«

»Noch weitere Spuren, dass sie sich gewehrt hat?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass es anders war, aber sie hatte keine Chance zu überleben. Nicht mit gefesselten Händen. Wahrscheinlich irgendwo festgebunden. Natürlich suchen wir auch nach Betäubungsmitteln.«

»Vielleicht bringt uns die Krawatte weiter.«

»Eine Seidenkrawatte. Ziemlich teuer und ausgesprochen exklusiv. Das wird die Spurensicherung bestätigen, wobei ich mir nicht vorstellen kann, dass Monsieur Carron ein Experte auf diesem Gebiet ist.«

Sie schaute fragend zu ihm auf.

»Oder haben Sie den Mann schon einmal korrekt gekleidet gesehen?« Seine Stirn zog sich in Falten, als würde ihn ihr Mangel an Aufmerksamkeit erstaunen.

»Was ist so besonders an diesen Krawatten?«

»Die Qualität der Seide ist makellos. Vom Design her würde ich auf Mitte des letzten Jahrhunderts tippen. Außerdem ist unser Mörder in der Lage, einen perfekten Windsorknoten zu binden, etwas, das man in der heutigen Zeit immer seltener findet. Die Leute verzichten entweder komplett auf eine Krawatte oder binden sie schlampig. Ich würde den Täterkreis auf Menschen mit Stil und Geld eingrenzen. Beides gleichzeitig engt den Kreis deutlich ein.«

Er beendete den Satz und zupfte seine Fliege zurecht.

Sandrine legte die Decke zurück auf das Gesicht der Frau. Sie würde sie in der Gerichtsmedizin erneut sehen. Für jetzt reichte ihr der Anblick.

»Da kommen unsere besonderen Freunde«, sagte Major Alary leise. Sandrine stand auf und trat neben ihn. Ein leichtes Seufzen konnte sie nicht unterdrücken, als sie die beiden Männer sah. Commandant Henry, der die Mordkommission führte, und Untersuchungsrichter Antoine de Chezac.

»Capitaine Perrot, Major Alary«, begrüßte ihr Chef sie. De Chezac betrachtete sie mit einem abschätzigen Blick. Ihre Motorradkleidung hatte er bereits mehrfach als unangemessen für eine Polizistin kritisiert, was sie nicht davon abhielt, weiter mit der BMW zum Dienst zu kommen. Ihm schwebte mit Sicherheit etwas Feminineres vor. Wahrscheinlich wäre es ihm auch lieber, Frauen würden sich nur noch um Sekretärinnenstellen bewerben und Kaffee kochen.

»Was gibt es Neues?«

»Es handelt sich zweifellos um unseren Täter. Die Frau gleicht den vorherigen Opfern und die Ähnlichkeit der Tat lässt keinen anderen Schluss zu.«

»Gefesselt und stranguliert?«, vergewisserte sich der Commandant.

»Wie die anderen«, bestätigte der Major.

»Ein skrupelloser Mörder«, sagte Sandrine.

»Oder ein perverser Sexualtriebter, der es mit den Fesselspielen und dem Würgen zu weit treibt«, bemerkte der Untersu-

chungsrichter. Sie fragte sich, ob das seine aufrichtige Meinung war oder er ihr nur aus Prinzip widersprach.

»Drei Mal hintereinander? Das erscheint mir etwas weit hergeholt«, erwiderte sie.

»Es scheint den Mann zu erregen. Wieso sollten die Frauen sonst stets nackt sein?«

»Um so wenig Spuren wie möglich zu hinterlassen? Es steht nicht fest, ob sie während der Tat bereits unbekleidet waren und er sie erst danach auszog.«

»Oder er nahm sich nicht die Zeit, sie wieder anzuziehen. Wir müssen in alle Richtungen ermitteln, ob sie uns gefallen oder nicht«, wies er sie zurecht. »Haben Sie die Datenbank nach Sexualstraftätern durchforstet, die infrage kommen können?«

»Die Abteilung sitzt dran«, sagte sie zu ihrem direkten Vorgesetzten.

»Sollte da nicht jemand Kompetenteres ran?«, fragte de Chezac und es war klar, wen er im Auge hatte. Es schien ihm nicht zu gefallen, dass sie den Fall bearbeitete.

»Capitaine Perrot ist eine meiner besten Ermittlerinnen. Sie ist hier draußen deutlich nützlicher als im Innendienst«, wiegelte Henry den Einwand ab.

»Sie kennen meine Theorie«, wandte sie sich an den Commandant.

»Aber ja. Es ist eine Theorie und eine weithergeholte. Bringen Sie mir einen Beweis oder wenigstens handfeste Indizien. Dann bewerten wir sie neu.«

»Seien Sie vorsichtig. Jemanden wie ihn zu diffamieren, kann Sie leicht Ihre Karriere kosten«, warnte de Chezac sie. »Außerdem ist es vollkommener Unsinn. Ein Hirngespinnst, nichts weiter.«

»Es gibt einige Hinweise ...«

»Zusammenhanglose Zufälle, die jeder Anwalt in wenigen Minuten zerpfückt.« Die Stimme des Untersuchungsrichters gewann deutlich an Schärfe. »Haben Sie Vorurteile gegen ihn oder gegen reiche Menschen im Allgemeinen?«

»Es ist mir egal, wie dick sein Bankkonto ist, mich interessieren die Leichen, die in seinem Keller liegen«, erwiderte sie harsch.

»Sie werden sich ihm nicht nähern. Sollte es notwendig werden, befragen Commandant Henry oder ich ihn persönlich. Verstanden?«

Der Major atmete hörbar ein und trat einen Schritt näher. Sein Beschützerinstinkt sagte ihm wohl, dass es besser wäre einzuschreiten, bevor die Situation zwischen den beiden eskalierte.

»Jetzt beruhigen wir uns«, kam ihm der Commandant zuvor. »Vor dem Gesetz sind alle gleich. Merken Sie sich das.« Es war ihr nicht klar, an wen der letzte Kommentar ging: an sie oder den Untersuchungsrichter.

»Bringen Sie mir etwas, das ihn mit den Morden in Verbindung bringt, und er wird offiziell befragt werden. Bis dahin halten Sie sich von ihm fern.«

Sandrine setzte zu einer Erwiderung an, doch sein wütender Blick stoppte sie.

»Wie Sie wollen. So gut ist der Kerl nicht, dass wir nichts finden könnten.«

»Dann ist das geklärt«, beendete der Commandant. »Machen Sie sich an die Arbeit. Wir warten auf Ihre Erkenntnisse.«

»Sehr wohl«, verabschiedete sie sich knapp und drängte sich an den beiden Männern auf dem schmalen Gehweg vorbei. Martin Alary folgte ihr.

»Was für ein Arsch«, murmelte sie.

»Trotzdem solltest du deine große Klappe in Zaum halten«, sagte ihr Kollege, der ein gutes Gehör besaß. »In einem hat er nicht unrecht. Bisher hast du nichts Konkretes gegen den Mann in der Hand.«

»Kommt noch«, sagte sie in einem knurrigen Ton, in dem sich ihre Frustration widerspiegelte.

Sie trat ins Freie und kniff die Augen leicht zusammen. Selbst an einem trüben Wintertag musste sie sich erst wieder an das Tageslicht gewöhnen.

»Du solltest besser aufpassen, mit wem du dich anlegst. De Chezac kann dir einige Knüppel zwischen die Beine werfen und deine Karriere behindern, falls du zu weit gehst.« Er trat neben sie und sah ihr in die Augen. »Oder einen direkten Befehl verweigert.«

»Ich habe ihn verstanden und lasse den Kerl in Ruhe, schließlich liegt er außerhalb meiner Gehaltsklasse.«

»Ich wünschte, ich könnte das glauben.« Er klang skeptisch. Sie arbeiteten bereits seit mehreren Jahren zusammen und er kannte sie. Geduld war keine ihrer Stärken.

»Aber er lässt uns nicht in Ruhe.« Sandrine ging an den Polizisten und der Absperrung vorbei. Die Fußgängerbrücke spannte sich in einem hohen Bogen über den Kanal. Ein Mann in einer leuchtend roten Outdoorjacke stand zwischen den Gaffern am Geländer und schaute zu ihnen herab. Ihre Blicke trafen sich und ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht. Er rieb ihr unter die Nase, wie sicher er sich fühlte. Der Mann war in dem Wissen aufgewachsen, dass jemand wie sie jemandem wie ihm nichts anhaben konnte. Niemals. Er würde ihre Karriere vernichten, bevor sie ihm nahekommen konnte. Das hatte de Chezac ihr vor wenigen Minuten deutlich vor Augen geführt.

»Ariste de Saint-Clair«, sagte sie leise, doch mit rauher Stimme. Martin Alary hielt sie am Ärmel ihrer Motorradjacke fest.

»Mach keinen Unsinn.«

»Du siehst doch, er will mit uns sprechen.«

»Das würde er nur zu gerne, schließlich weiß er, dass du ihm auf den Fersen bist. Er ist darauf aus, unter deine Haut zu kommen, um dich zu provozieren. Wenn du dich auf sein Spiel einlässt, sorgen seine Anwälte dafür, dass du aus der Mordkommission geschmissen wirst. Dann wäre er die einzige Person los, die hinter ihm her ist.«

»Das wird nicht geschehen«, erwiderte sie, ohne den Blick von dem Mann zu lassen.

»Glaub mir, den Einfluss besitzt er.«

»Ich kriege ihn, egal was er anstellt.«

»Das tun wir, aber auf die richtige Art.« Alarys Griff um ihren Arm verstärkte sich. Sandrine riss den Blick von Ariste de Saint-Clair los und wandte sich ihrem Kollegen und Freund zu.

»Selbstverständlich. Oder glaubst du, ich gehe auf die Brücke und schmeiße den Kerl in den Kanal?«

»Zutrauen würde ich es dir.« Ein zaghaftes Lächeln vertrieb die Strenge in seinen Augen.

»Das wäre zu einfach«, sagte sie und wandte sich ab. »Wir treffen uns im Büro.«

»Hast du noch etwas vor?«

»Ein paar Kleinigkeiten erledigen. Nichts, was lange dauert.«

Sandrine ging zu ihrem Motorrad, holte den Helm und die Handschuhe aus dem Koffer und fuhr los. Es war nicht notwendig zurückzuschauen, der Mann würde sie nicht aus den Augen lassen. Sie gestand sich ein, dass der Fall sich inzwischen zu einem persönlichen Wettstreit zwischen ihnen entwickelt hatte. Ein Wettbewerb, bei dem sie ein mieses Blatt in der Hand hielt. Doch sie war fest entschlossen, das Beste daraus zu machen.

Sandrine schlich am Büro vorbei, das sie sich mit Major Alary teilte und verschwand im Besprechungsraum, den die Mordkommission als Einsatzzentrale in Besitz genommen hatte. Sie brauchte einen ruhigen Ort zum Nachdenken, ohne dauernd durch ein klingelndes Telefon gestört zu werden.

»Glück gehabt«, murmelte sie. Alle waren unterwegs. Commandant Henry saß wohl noch mit dem Untersuchungsrichter zusammen. Spätestens am Nachmittag würden die beiden vor die Reporter treten müssen. Die Presse erhöhte den Druck auf die Polizei. Eine dritte Leiche, ohne einen Tatverdächtigen präsentieren zu können, ließ die Führung der Mordkommission ziemlich inkompetent wirken, und die Journalisten hielten mit ihrer Meinung nicht zurück. Desto weniger verstand sie, wieso sich de Chezac schützend vor den einzigen Menschen stellte, der bisher im Radar der Polizei aufgetaucht war. Was verbindet die

beiden? Nur der Standesdünkel der Oberschicht oder steckt mehr dahinter? De Chezac kann mich nicht ausstehen, aber würde er deswegen die Ermittlungen behindern? Dafür bin ich zu unwichtig.

Sie breitete die heutige Zeitung auf der Sitzfläche eines Stuhls aus, setzte sich in einen anderen und legte die Füße hoch. Vor ihr standen Pinnwände mit Fotos und beschrifteten Karten, Whiteboards hingen an den Wänden, auf denen noch die Spuren der letzten Besprechung zu sehen waren, und auf dem Tisch lag eine Akte, in der sie die für sie wichtigen Details der Ermittlungen sammelte. Sandrine machte sich nicht die Mühe, sie zu öffnen. Den Inhalt kannte sie inzwischen auswendig. Seit einem Jahr tauchten die Leichen von Frauen auf, stets unbekleidet und mit einer seidenen Krawatte um den Hals. Die Opfer und die Ausführung der Taten waren sich zu ähnlich, um Zufall zu sein. Ein Serienmörder trieb sich in Paris herum. Die Details der ersten Tat hatte die Polizei für eine Weile unter Verschluss halten können, doch vor wenigen Wochen hatte jemand gegenüber der Presse geplaudert. Die Story musste ihm einiges eingebracht haben. Würde ihn oder sie wohl auch den Job, mindestens aber die Karriere kosten, sollte die Identität des Informanten aufgedeckt werden. Seitdem beherrschte der Krawattenmörder die Titelseiten der Zeitungen. Commandant Henry hatte ein Team aufgestellt, das ausschließlich damit beschäftigt war, Hinweise aus der Bevölkerung aufzunehmen und ihnen nachzugehen. Viele waren absurd genug, um sie augenblicklich zu verwerfen, die meisten Beobachtungen stellten sich bisher als harmlos heraus und einige Anrufer hatten nichts anderes vor, als einem Nachbarn, dem untreuen Partner oder ihrem Boss Ärger mit der Polizei einzuhandeln.

An der Pinnwand vor ihr hingen die Bilder und einige Details der drei Opfer. Sophie Cicurel wurde letzten Sommer ermordet. Die Leiche der Kunststudentin fand ein Security-Mitarbeiter im Keller der Opéra Garnier. Nackt und mit einer Seidenkrawatte um den Hals. Die Frau war blond, mit schulterlangen Haaren, zierlich und wirkte mädchenhaft. Sandrine warf einen Blick auf

das Foto. Bestimmt musste sie an der Kasse des Supermarkts ihren Ausweis vorzeigen, falls sich eine Flasche Wein unter den Einkäufen befand.

Relativ rasch war Sandrine auf den Namen Ariste de Saint-Clair gestoßen. Der Erbe einer einflussreichen Familie residierte in Saint-Germain-des-Prés im 6. Arrondissement zwischen Rue du Four und Seine. Früher lebten dort viele Intellektuelle, heute war es eine beliebte Wohngegend der reichen Pariser. Sophie Cicurel hatte sich als Aktmodell etwas dazuverdient. Ein Foto-shooting in de Saint-Clairs Wohnung lief wohl aus dem Ruder und sie zeigte ihn wegen sexueller Nötigung an. Bevor die Polizei ihn verhören konnte, zog sie die Anzeige zurück und sprach von einem Missverständnis. Entweder hatte der Mann sie erfolgreich eingeschüchtert oder sein Scheckbuch gezückt. Jedenfalls wurden die Ermittlungen eingestellt.

Daneben hing das Hochglanzfoto, mit dem Marie Damon, ebenfalls eine Kunststudentin, auf der Webseite eines exklusiven Escortservice für ihre Dienste warb. Sie besaß eine zierliche Figur, ziemlich genau einssiebzig, blond und hübsch genug, um mit wenig Photoshop-Überarbeitungen auszukommen. Vom Bild darunter starrten kalte, leblose Augen ins Nichts und ein rotes Würgemal zog sich rund um den Hals, teilweise verdeckt durch eine grüne Seidenkrawatte mit einer eingestickten Rose.

Die Art und Weise, mit der sie ihr Geld verdiente, brachte sie mit Männern in Kontakt, die gefährlich sein konnten. Sandrine fragte sich, wie viele ihrer Kunden sie als Ware betrachteten, die sie so behandeln konnten, wie ihnen beliebt? Wahrscheinlich ein Haufen. Schließlich zahlten sie dafür.

Zum letzten Mal war sie in einem Café gesehen worden, in Begleitung eines Mannes, auf den die Beschreibung von de Saint-Clair passte. Zwei tote Frauen, die Verbindung zu ihm aufwiesen, konnte selbst Antoine de Chezac nicht vom Tisch wischen. Selbstverständlich hatte er darauf beharrt, die Befragung persönlich durchzuführen, begleitet von Commandant Henry, genauso selbstverständlich war sie davon ausgeschlossen worden. De Saint-Clair hatte ein Alibi vorweisen können. Eines, das San-

drine ihm nicht abnahm, aber de Chezac sah es als ausreichend an.

»Hier bist du.« Martin Alary betrat den Raum, zog einen Stuhl heran und setzte sich neben sie. »Durch das Anstarren der Fotos werden wir den Fall nicht lösen.«

»Es hilft mir beim Nachdenken«, erwiderte sie.

»Der Kerl ist menschlicher Abschaum, aber lass wenigstens die Möglichkeit zu, dass er nicht unser Täter ist.«

»Ich bin offen für jeden Hinweis, der mich zum Umdenken anregt.«

»Er wurde befragt und konnte für den Zeitraum der Morde jeweils mit einem Alibi aufwarten.«

»Von Leuten, die von seiner Gunst abhängig sind.«

»Deswegen müssen sie nicht zwangsläufig lügen.«

»Das nicht, aber ich hätte ihm und seinen Zeugen gerne während der Aussage ins Gesicht gesehen. Ich habe ein ziemlich gutes Bauchgefühl, ob jemand lügt.«

»Allerdings.«

»Trotzdem haben sie mich ausgesperrt.«

»De Chezac fand, du würdest eine zu feindselige Atmosphäre erzeugen.«

»Na ja, einer der wenigen Punkte, bei denen er wahrscheinlich richtig liegt. Was ist so schlimm daran, dem Kerl etwas Angst einzujagen? Ich würde gerne sehen, wie er unter Druck reagiert. Er wird zu selten herausgefordert. Doch so wurde es nur ein netter Kaffeekranz bei ihm zu Hause. Ein freundschaftliches Gespräch unter ihresgleichen.« Den letzten Teil des Satzes spuckte sie geradezu heraus. Der Gedanke ließ Wut in ihr aufsteigen.

De Chezac und Saint-Clair stammten aus den gleichen Kreisen, hatten dieselben Eliteschulen besucht und waren Mitglieder in den elitären Clubs von Paris. Es war nie zur Sprache gekommen, ob und wie weit sie sich persönlich kannten. Noch war sie nicht bereit, dem Untersuchungsrichter Befangenheit zu unterstellen, doch ihre Gedanken gingen in diese Richtung. Vielleicht nicht mit Absicht, aber eine Krähe hackte der anderen kein Auge aus.

»Wenn du ihn so angegangen wärst, hätte er wahrscheinlich die Aussage verweigert und ohne Anwalt kein Wort gesagt. Das hätte uns nicht weitergebracht.«

»Das werden wir wohl nicht mehr herausfinden.«

»Oh. Sarkasmus. Eine ganz neue Seite an dir«, neckte er sie.

»Was haben wir über unser Opfer?«, wechselte sie das Thema.

»Die Frau konnte identifiziert werden. Eine Freundin hat sie als vermisst gemeldet. Sie heißt Valerie Duchamps und lebt in der Gegend, in der sie gefunden wurde.«

»Beruf?«

»Ihr gutes Aussehen, wie bei den anderen«, sagte Marin Alary und zog ein Foto aus einer Mappe, die er mitgebracht hatte. Sie war es. »Noch eine Kunststudentin. Allerdings eine, die sich eine Dreizimmer-Wohnung am Kanal Saint-Martin leisten kann.«

»Prostitution?«

»Sieht nicht so aus. Eher ein Gönner, der sie aushielt.«

»Ein angenehmes Leben gegen Sex. Für viele hört sich das nach einem guten Geschäft an.«

»Immerhin schien sie Wert auf ihr Studium gelegt zu haben. Laut ihrer Freundin stellte sie die ersten Bilder in einer Galerie aus.«

»Dann werden wir dort ansetzen.«

Sandrine hatte sich umgezogen. Ersatzkleidung lag stets in ihrem Schrank, falls sie in einen ordentlichen Regen geriet oder wie heute den Rest des Tages mit ihrem Kollegen im Wagen unterwegs war. Jeans und bequeme Schuhe waren angenehmer als ihre Motorradkleidung.

Der Major gehörte zu den unerhörten Glückspilzen, die stets einen Parkplatz fanden, ungeachtet der Uhrzeit oder des Ortes. Nun hielt er vor der Galerie am Bassin de la Villette, wo der Canal Saint-Martin seinen Anfang nahm.

Martin Alary sah zur Glasfront des Ladens. New Era Perspective stand in klobigen Buchstaben über dem Eingang. Ein miss-

billigender Zug erschien in seinem Gesicht. Er war kein Freund von Anglizismen. Französisch war bestens geeignet, alles zu benennen, auch ein Geschäft in Paris.

»Kunst ist nicht so mein Ding«, sagte er.

»Das ist wie mit den Showgirls im Moulin Rouge. Viel Tamtam und Glitzerzeug, um aus etwas Gewöhnlichem etwas Ungewöhnliches zu gestalten. Alles nur Fassade.«

»Du musst es ja wissen«, spielte er auf die Galerie an, die ihre Eltern besaßen.

Du hast ja keine Ahnung, dachte sie und grinste. In seiner Jugend gehörte ihr Vater zu den besten Kunstkopierern Frankreichs. Und sie vermutete, dass er immer noch hin und wieder zu Pinsel und Leinwand griff, um seinen Kunden einen ausgefallenen Service zu bieten. Oder ihren Onkel Thomas zu bitten, ein gewünschtes Kunstobjekt zu organisieren. Es schien unausweichlich zu sein, irgendwann würde sie ein Familienmitglied verhaften müssen. Wenigstens bin ich in der Mordkommission und das ist ein Geschäft, aus dem sich meine Familie heraushält.

Sie betraten die Galerie und blieben kurz hinter der Tür stehen. Die Räumlichkeiten waren großzügig geschnitten, hell und gut ausgeleuchtet. Nichts sollte von den Bildern, die an den Wänden hingen, oder den Installationen in der Raummitte, ablenken. Nur in einer Ecke stand ein schwarzes Ledersofa für die Besucher, die intellektuell vom Betrachten der Werke ermüdeten oder deren Knie bei einem Blick auf die Preisschilder weich wurden. Sandrine sah sich um: guter Standard, nichts Beeindruckendes. Sie vermutete gut betuchte Touristen, die ein exklusives Souvenir aus Paris suchten, unter den Käufern.

Der Anblick eines uniformierten Polizisten alarmierte die Besitzerin, die aus dem hinteren Bereich heranstürmte.

»Wie kann ich Ihnen weiterhelfen?«, sprudelte es aus ihr heraus, sobald sie sich in Hörweite befand. Offensichtlich wollte sie die beiden so rasch wie möglich wieder vom Hals haben. Polizisten in Uniform waren schlecht für das Geschäft. Dass sie als potentielle Kunden hier waren, nahm sie bestimmt nicht an.

Nichts, was hier an den Wänden hing, lag in der Preisklasse einer Polizistin im gehobenen Dienst.

Sandrine zeigte ihren Dienstausweis und stellte sich der Frau vor.

»Und wie kann ich Ihnen nun helfen?« Eine Welle ihres schweren Parfüms raubte Sandrine fast den Atem und sie wich einen Schritt zurück.

»Wir interessieren uns für Valerie Duchamps. Soweit wir wissen, stellt sie hier einige ihrer Bilder aus.«

»Hat sie Ärger mit der Polizei?«, fragte sie misstrauisch.

»Sie kam ums Leben und wir versuchen, die genauen Umstände aufzuklären.«

»Tot?« Die Augen der Frau klebten geradezu an Sandrine und das Blut schien aus ihren Wangen zu weichen. »Ich habe sie doch gestern noch gesehen.«

»Wann war das?«

»Vormittags, etwa gegen 10. Sie hat ein paar Fotos von der Galerie geschossen, für ihre Social-Media-Kanäle.«

»Ist Ihnen etwas an ihrem Verhalten aufgefallen? War sie anders als gewöhnlich, vielleicht bedrückt oder verängstigt?«

»Ganz und gar nicht. Valerie war stets fröhlich und guter Dinge. Sie hatte es eilig und wollte noch shoppen gehen, ich nahm an, für einen besonderen Anlass.«

»Sagte sie, mit wem oder wo es stattfinden sollte?«

»Nein«, antwortete sie und wiegte den Kopf. »Ich weiß, dass sie einen Freund hatte, wohl etwas älter als sie, mehr nicht. Mit ihrem Privatleben ging sie nicht hausieren. Aber ...«

Sandrine sah sie an und wartete, dass die Frau weitersprach.

»Bestimmt war da nichts dran«, wiegelte die Galeristin ab.

»Jede Information, egal wie unwichtig sie Ihnen erscheint, kann uns weiterbringen, ihren Mörder zu finden«, drängte Major Alary sie.

»Mörder?« Die Frau starrte Sandrine fragend an. »Das haben Sie nicht erwähnt ... doch nicht etwa die Tote im Kanal?«

»Sie wissen bereits davon?«, fragte Sandrine.

»Natürlich. Es kam im Radio. War es dieser Krawattenmörder?«

»Sie wollten noch etwas sagen?«

»Ach ja. Sie stieg heute Morgen aus einem Wagen aus. Der Fahrer wartete, bis sie hier alles erledigt hatte, und sie fuhren gemeinsam wieder weg. Das Auto sah nicht nach einem älteren und wohlhabenden Freund aus.«

»Konnten Sie den Fahrer erkennen?«

»Ich spioniere doch niemandem hinterher, schon gar nicht den Künstlerinnen, die hier ausstellen.« Ihre Empörung hörte sich nicht sonderlich überzeugend an.

»Das würde niemand von Ihnen vermuten«, bestätigte Sandrine. »Aber man kann auch nicht wegschauen, wenn etwas vor der eigenen Nase geschieht. Gerade als Kunstkennerin besitzt man doch einen geschulten Blick für Details.«

»Ich habe dem Ganzen wenig Beachtung geschenkt. Allerdings stand ich ziemlich genau hier, wo wir gerade sind, und der Wagen hielt direkt vor der Tür. Ihr Begleiter war etwa in ihrem Alter, so Mitte zwanzig würde ich schätzen. Es fiel mir nur auf, dass Valerie den Mann küsste, bevor sie ausstieg.«

»Ein freundschaftlicher Kuss auf die Wange oder ...«

»Sollte der Begriff freundschaftlich sich in den letzten Jahren nicht grundlegend gewandelt haben, dann gehörte dieser sicher nicht darunter.« Ein Lächeln erschien auf ihren Lippen und Sandrine fragte sich, an was sich die Frau erinnerte.

»Können Sie ihn näher beschreiben?«, riss Martin Alary sie aus ihren Gedanken.

»Tut mir leid.« Die Galeristin schüttelte den Kopf.

»Vielleicht das Modell des Autos oder das Nummernschild?«

»Damit kenne ich mich überhaupt nicht aus. Wer braucht in Paris schon einen eigenen Wagen?«

»Sehr schade, es hätte uns weitergebracht.«

»Ich helfe der Polizei, wo ich kann, aber ...« Sie hob entschuldigend die Hände.

»Sie waren bereits eine Hilfe.« Sandrine hätte sich ebenfalls mehr gewünscht, doch ein Puzzleteil hatte die Frau beitragen

können. Neben dem Freund, der möglicherweise ihre Wohnung finanzierte, gab es noch einen zweiten Liebhaber. Sie fragte sich, ob die beiden voneinander wussten.

»Vielleicht können Sie Ihre Kollegin fragen. Bestimmt kennt sie sich mit Automobilen aus«, schlug die Galeristin vor.

»Kollegin?«, fragte Sandrine verblüfft.

»Von der Police municipale. Sie hat ihm einen Strafzettel verpasst. Wahrscheinlich darf man hier nicht parken.« Sie sah zu dem Streifenwagen, der vor dem Laden stand. »Aber was weiß ich schon. Ich habe weder ein Auto noch einen Führerschein.«

»Könnten Sie mir die Bilder zeigen, die Mademoiselle Duchamps bei Ihnen ausgestellt hat.«

»Selbstverständlich. Kommen Sie mit.«

Sandrine folgte ihr in den hinteren Bereich der Galerie. Martin Alary blieb im Eingangsbereich stehen und tippte etwas in sein Handy. Mit Sicherheit eine Anfrage an die zuständige Dienststelle nach den gestrigen Strafzetteln in dieser Straße. Es wäre ein wahrer Glücksfall, sollte tatsächlich ein Strafzettel vergeben worden sein.

Sie blieben vor einem großformatigen Porträt und einem weiblichen Aktbild stehen, die eine ähnliche Technik und Farbgestaltung aufwiesen. Das junge Gesicht mit den traurigen Augen erkannte sie wieder. Es handelte sich um ein Selbstporträt von Valerie Duchamps. Doch die Frau auf dem zweiten Bild war ihr unbekannt.

»Momentan haben wir nur diese beiden Werke in der Ausstellung. Bestimmt nehmen wir weitere dazu, die wir aktuell vorbereiten.«

Sandrine nickte. Es war eine nette Umschreibung für die Hoffnung der Galeristin, dass der Tod der jungen Malerin das Interesse an den Bildern anfachen könnte. Es würde nicht lange dauern, bis sie die restlichen Werke aus dem Keller holen, abstauben und aufhängen würde. Wahrscheinlich auch mit einem neuen Preisschild. Valerie Duchamps besaß Talent, aber nicht ausreichend, um auf dem umkämpften Markt Aufmerksamkeit

zu erreichen. Ohne ihren frühzeitigen Tod wäre sie wohl dem Weg vieler Kunststudenten in die Hobbymalerei gefolgt.

»Habe ich Ihren Namen korrekt gelesen?«, unterbrach die Galeristin ihre Gedanken.

»Ja. Ich bin mit ihm verwandt«, kam sie der nächsten Frage zuvor. Selbstverständlich kannte die Frau die Galerie ihrer Eltern, wie jeder, der sich in Paris mit Kunst beschäftigte.

»Dann kennen Sie sich mit Malerei aus.«

»Ich bin damit aufgewachsen. Leider fehlt mir persönlich jegliches Talent. Ich bin sozusagen das schwarze Schaf in der Familie«, sagte sie mit einem leichten Lächeln. Und das nicht nur in dieser Hinsicht. Meine Eltern hadern noch immer mit meiner Berufswahl.

»Valerie war eine aufstrebende Künstlerin«, bog die Frau die Wahrheit zurecht.

»Ein bemerkenswerter Stil. Ich glaube, letztes habe ich bei einem Bekannten ein ähnliches Bild gesehen.« Die Galeristin war nicht die Einzige, die kreativ mit der Wahrheit umgehen konnte. Das Wort Bekannter war vage genug. Schließlich gehörten Verbrecher und Tatverdächtige zum täglichen Umgang.

»Tatsächlich? Bei wem, wenn ich fragen darf?«

»Ich glaube, es war bei Monsieur de Saint-Clair. Aber ich könnte mich täuschen. Vielleicht hat er es bei Ihnen erworben.«

»Er gehört zu unseren Stammkunden«, sagte die Galeristin. »Allerdings hat er kein Werk von Valerie erstanden.«

Sandrine verkniff sich ein Lächeln. Sie hatte den Köder ausgeworfen und die Frau hatte nicht widerstehen können. Es gehörte zu ihrem Geschäft, sich mit bedeutenden Kunden zu schmücken. Es erhöhte die Wichtigkeit der Galerie. Ein alter Trick, den sie von ihrem Vater gelernt hatte.

»Vielleicht kannten sich die beiden von der Akademie der Künste und sie hat ihm ein Werk überlassen.«

»Dazu kann ich nichts sagen«, antwortete sie knapp. Sie hatte den Bogen überspannt. Die Richtung des Gesprächs missfiel der Galeristin und sie blockte ab, was Sandrines Vermutung zu bestätigen schien. Die Bilder waren über eine Empfehlung von de

Saint-Clair hier gelandet. Ein Gefallen für einen großzügigen und bestens vernetzten Kunden. Sie fragte sich, wie viel Druck nötig war, um sie davon zu überzeugen, es zuzugeben.

»Ich möchte Sie nicht weiter aufhalten. Sie haben uns sehr geholfen. Danke.«

»Hoffentlich hilft es, den Tod von Valerie aufzuklären.« Sie trat einen Schritt näher und senkte die Stimme. »War es tatsächlich dieser Krawattenmörder, von dem alle Welt spricht?«

»Dazu kann ich leider keine Auskünfte geben«, blockte Sandrine ab, was die Frau in ihrer Vermutung sicher nur bestärkte. Sie verabschiedete sich und verließ mit Martin Alary die Galerie.

Die Wohnung der Toten lag nur einige Fußminuten entfernt in einem Haus mit Blick auf das Bassin de la Villette. Zwei Wagen der Spurensicherung standen davor und Kriminaltechniker brachten ihre Ausrüstung und Kisten mit Beweisstücken herunter. Marcel Carron nutzte die Regenpause und saß auf einer Bank, einen Thermosbecher mit Kaffee in den Händen.

»So rasch trifft man sich wieder«, begrüßte Major Alary ihn. »Wie sieht es aus, dürfen wir hoch?«

»Von mir aus. Wir sind mit unserer Arbeit fertig. Schließt hinter euch ab und behaltet den Schlüssel. Wer weiß, ob ihr noch mal rein müsst.«

»Etwas gefunden, das uns weiterbringt?«

»Als wir eintrafen, kam uns eine Putzkolonnie entgegen. Normalerweise kommen sie am Freitag, aber Mademoiselle Duchamps hatte sie für heute Morgen einbestellt. Die Betten waren abgezogen und das Bad frisch geputzt. Spuren eines Mitbewohners oder Gasts fehlten. Wir haben mitgenommen, was vielversprechend aussah, doch ich würde mir an eurer Stelle keine großen Hoffnungen machen, dass wir DNA oder Fingerabdrücke entdecken, die uns weiterbringen.«

»Wann kam der Auftrag?«

»Die Leiterin behauptet, sie habe Anfang letzter Woche den Putztag von Freitag auf heute verschoben und um ein erweitertes Team gebeten.«

»Hat sie nach dem Grund gefragt?«

»Selbstverständlich. Am Sonntag sollte eine größere Feier stattfinden.«

»Hat Valerie Duchamps persönlich angerufen?«, fragte Major Alary.

»Hat sie.«

»Also einige Tag vor ihrem Tod«, sagte Sandrine nachdenklich. »Entweder Zufall oder ihr Tod war zu diesem Zeitpunkt bereits beschlossen. Sie muss ihren Mörder so gut gekannt haben, dass er sie von einer Feier am Sonntag überzeugen konnte. Er hat sie manipuliert wie eine Marionette.«

»Gab es Hinweise, dass tatsächlich eine Feier stattgefunden hat?«, fragte Martin Alary den Kriminaltechniker.

Marcel Carron sah zu dem Major auf und nickte. »Sie brachten säckeweise Abfall herunter. Ein kluger Schachzug. Den leeren Flaschen und dem Müll nach, müssen sich am Sonntag mehrere Dutzend Menschen in der Wohnung aufgehalten haben. Alle Fingerabdrücke, die wir finden, werden sich durch den Besuch der Feier erklären lassen. Irgendetwas dem Täter zuzuordnen wird so gut wie unmöglich sein.«

»Verdammt«, fluchte Sandrine unterdrückt. Der Mann war genauso clever wie skrupellos.

»Wir sehen uns trotzdem um«, schlug Major Alary vor. »Vielleicht fällt uns etwas auf.«

Gemeinsam gingen sie die Treppen in die zweite Etage. Einer der Kriminaltechniker kam ihnen entgegen.

»Abschließen nicht vergessen«, sagte er und reichte ihr den Schlüssel.

Sandrine betrat als Erste die Wohnung. Der Geruch von Reinigungsmitteln wehte ihr entgegen und der Holzfußboden reflektierte samtig das Licht, das durch die Fenster hereinströmte. Die

Einrichtung sah teuer aus, aber sie zweifelte, dass eine Studentin Anfang zwanzig sie ausgewählt hatte.

»Diese Apartments werden möbliert vermietet.« Martin Alary hatte ihre Gedanken erraten. »Auf jeden Fall deutlich über den Verhältnissen, die sich unsereiner leisten kann.«

Sandrine nickte. Am Tag, als sie sich entschieden hatte, zur Polizei zu gehen, war sie aus dem elterlichen Zuhause ausgezogen. Jetzt wohnte sie in einer Zweizimmer-Wohnung, die kaum größer war als das Wohnzimmer, in dem sie momentan stand.

»Den Namen der Reinigungsfirma werde ich mir merken.« Sie strich mit dem Zeigefinger über eine der Kommoden. Wer hier geputzt hatte, nahm seinen Job ernst. Sie ging ins Schlafzimmer. Die Betten waren abgezogen und die Bettlaken waren nicht zu sehen. Wahrscheinlich hatte der Mörder sie mitgenommen. Demnach übernachtete er hier. Selbstverständlich, schließlich zahlt er die Wohnung und bestimmt noch einiges darüber hinaus. Um sich die Gegenleistung von Valerie Duchamps vorzustellen, brauchte es nicht viel Fantasie.

»Sie hat die Miete von ihrem Konto aus bezahlt«, sagte Martin Alary. »Einige Tage vorher zahlte sie eine größere Summe in bar ein. Das ging seit vier Monaten so.«

»Also kurz nach dem Fund der zweiten Leiche. Unser Mann hat sich nicht viel Zeit gelassen, sich nach einer neuen Begleiterin umzusehen. Durch die Bareinzahlung können wir nicht nachvollziehen, woher das Geld stammte.«

»Auch im Mietvertrag steht ihr Name.«

»Wem gehört das Haus?«

»Einer Wohnungsgesellschaft, die einen Haufen Immobilien in Paris besitzt.«

»Noch eine Sackgasse.«

»Er ist intelligent.«

»So vorsichtig, wie er ist, weiß er von Beginn an, wie die Beziehung enden wird«, sagte Sandrine.

»Oder er ist verheiratet mit einem Haufen Kindern und einem Job in der Politik. Wir sollten uns nicht auf einen Täter versteifen.«

»Glaubst du, ich tue das?«

»Jedenfalls wirft dir das de Chezac vor.«

»Was soll ich tun? Alle Spuren, die zu de Saint-Clair führen, ignorieren?«

»Nein. Aber auch andere ansehen, wenigstens um den Untersuchungsrichter zu besänftigen. Er kann dir ziemlich schaden.«

»Was glaubst du, ist mir wichtiger, meine Karriere oder einen Mörder zu finden, der frei in der Stadt rumläuft? Der Kerl wird nicht aufhören, junge Frauen umzubringen, bis wir ihn hinter Gitter gebracht haben.«

»Ich sage ja nur, beruhige den Mann, bis du genug Beweise zusammen hast, um ihn zu zwingen, de Saint-Clair zu verhören.«

»Du hast recht«, sagte sie in einem versöhnlichen Ton. Martin Alary war mehr als nur ein Kollege, sie würde ihn als einen guten Freund bezeichnen, auch wenn er locker zwanzig Jahre älter war. »Bring mir einen weiteren Verdächtigen und nehme ihn in die Mangel.«

Martin Alary seufzte tief. Sie hatte den Finger in die offene Wunde gelegt. Zurzeit hatten sie drei Leichen, aber niemanden, der dringend tatverdächtig wäre.

»Schauen wir uns ihren Freund an«, schlug er vor. »Vielleicht kann er Hinweise auf denjenigen liefern, der die Wohnung finanziert hat.«

»Zuerst das Mädchen, das sie als vermisst gemeldet hat. Sie arbeitet in einer dieser schicken Mikrobrauereien. Nur ein paar Schritte von hier entfernt.«

»Gute Idee.« Der Major schaute auf die Uhr. »Bestimmt haben die was Akzeptables zu essen.«

»Dann los. Appetit hätte ich auch.«

Sie zogen die Tür hinter sich ins Schloss und Martin Alary steckte den Schlüssel ein.

Am Eingang der Hausbrauerei warteten sie, bis eine der Bedienungen zu ihnen kam.

»Haben Sie reserviert?«

»Leider nein. Wir sind mit Mademoiselle Charente verabredet.«

»Mit Simone? Ich gehe sie holen, möchten Sie hier warten oder darf ich Sie an einen Tisch führen?«

»Wir nehmen den Tisch«, sagte Martin Alary. »Bestimmt werfen wir einen Blick auf die Speisekarte.«

»Gerne. Probieren Sie unser Hausbier.«

Die Frau führte sie an einen Tisch am Fenster, von dem aus sie das Bassin de la Villette überblicken konnten. Die Tretboote waren während des Winters eingelagert worden, nur ein alter Mann saß auf einer der Parkbänke am Rand des Beckens und fütterte die Tauben. Die Wollmütze tief heruntergezogen und mit hochgeklapptem Kragen trotzte er dem harschen Wind, der durch die Straßen fegte und Blätter über das Wasser trieb.

»Sie wollten mich sprechen?« Eine junge Frau stand hinter ihnen und betrachtete sie neugierig. Ihre Augen waren rot unterlaufen, als hätte sie vor nicht allzu langer Zeit geweint. Es musste die Freundin des Opfers sein. Sandrine und Martin standen auf und zeigten ihre Dienstausweise.

»Sie sind Simone Charente?«, fragte der Major.

»Ja.« Sie zog einen Stuhl heran und setzte sich zu ihnen an den Tisch.

»Es tut mir leid, was Ihrer Freundin zugestoßen ist.«

»Ich kann es nicht fassen. Valerie war so ein freundlicher Mensch, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte. Alle mochten sie.«

Nun, offensichtlich nicht alle, kam es Sandrine in den Sinn, doch sie sprach es nicht laut aus.

»War es dieser Mörder, der in den Zeitungen ist?« Ihre Stimme klang gepresst, als müsste sie sich anstrengen, den Satz herauszubringen, ohne in Tränen auszubrechen.

»Das können wir nicht mit Sicherheit sagen, aber es spricht einiges dafür«, sagte Sandrine. »Sie kannten Valerie gut?«

»Schon seit der Schulzeit. Sie war die extrovertierte Künstlerin, während ich eher ein bodenständiger Mensch bin. Trotzdem mochten wir uns und waren unzertrennlich.«

»Das hat sich in letzter Zeit geändert?« Sandrine musterte die junge Frau aufmerksam.

»Das Leben hat sich weiterentwickelt. Sie ging an die Kunsthochschule. Ich und ein paar Freunde haben diese kleine Brauerei gegründet. Ich arbeite viel und wir sahen uns seltener als früher.«

Martin Alary schaute sich um. Fast alle Tische waren besetzt, erstaunlich für einen Montag im Februar.

»Das Geschäft scheint gut zu laufen«, bemerkte er.

»Ich kann nicht klagen. Die Leute wollen gerne mal was Besseres trinken als das Zeug aus dem Supermarkt.«

»Wann haben Sie Valerie das letzte Mal gesehen«, kam Sandrine auf die Ermittlungen zurück.

»Mitte vergangener Woche.«

»Sie haben sie heute Morgen als vermisst gemeldet. Waren Sie verabredet oder gab es einen anderen Grund, wieso Sie zur Polizei kamen?«

»Heute Abend findet hier eine Bierverskostung statt. Eine geschlossene Gesellschaft. Einige meiner Mitarbeiter sind krank geworden und Valerie versprach auszuhelfen. Früher hat sie oft in Cafés oder Restaurants gearbeitet. Gestern wollten wir telefonieren, doch sie hat sich nicht gemeldet.«

»Das war ungewöhnlich?«

»Auch wenn man es nicht vermutete, sie war ein ausgesprochen verlässlicher Mensch. Valerie hat mich nie sitzenlassen.« Simone Charente nahm eine der Servietten vom Tisch und tupfte damit über ihre Augen. »Außerdem hatte ich ein unangenehmes Gefühl, dass etwas Schlimmes passiert wäre.« Ihre Stimme brach am Ende des Satzes ab.

»Auf sein Gefühl kann man sich meist verlassen.« Sandrine hätte die junge Frau gerne in den Arm genommen und getröstet, doch sie hielt sich zurück, das war ihre Arbeit und Simone Charente war nicht ihre Freundin.

»Sie hatte einen Freund?«

»Das war kompliziert«, wich sie der Frage aus.

»Auf den ersten Blick sieht es eigentlich ziemlich einfach aus«, erwiderte Sandrine. »Eine Kunststudentin bewohnt in einer teuren Wohngegend eine luxuriös ausgestattete Dreizimmerwohnung. Ein Aushilfsjob als Bedienung wird ihr das nicht finanzieren. Daher tippe ich auf einen großzügigen Mann in ihrem Leben.«

Simone Charente schwieg und starrte auf die Stoffserviette, die sie noch immer in den Händen hielt und zerknüllte.

»Es ist nicht so, als würden Sie schlecht über Ihre Freundin sprechen. Der Mann, der ihr Leben finanzierte, kann uns mit Sicherheit Auskünfte über die letzten Tage im Leben von Valerie geben. Vielleicht finden wir so ihren Mörder.«

»Vermuten Sie, er hat etwas damit zu tun?«

»Das wissen wir nicht, daher würden wir ihn gerne befragen.«

»Es gab einen Mann in Valeries Leben. Ein älterer Mann. Jedenfalls im Vergleich zu ihr.«

»Kennen Sie ihn?«

»Nein, ich habe ihn nie getroffen und sie sprach nicht von ihm. Er war so eine Art geheimnisvoller Fremder, der existierte, aber den man nie zu sehen bekam. Ich vermute, es war ihr unangenehm, dass ihre Freunde annahmen, sie würde sich aushalten lassen und dafür mit jemandem ...« Den Rest des Satzes ließ sie ungesagt. Es war allen klar, was sie sagen wollte.

Genau darauf läuft es jedoch hinaus. Geld gegen Sex.

»Könnte es einen Menschen geben, dem sie sich anvertraute?«, fragte Sandrine und dachte an den Mann, der sie vor der Galerie abgesetzt hatte.

»Außer mir?« Sie schüttelte den Kopf. »Da gibt es sonst niemanden.«

»Keinen Freund, möglicherweise in ihrem Alter?«

»Das hätte sie mir gesagt. Da bin ich sicher.«

»Kam sie Ihnen beim letzten Treffen verändert vor?«

»Nein, Valerie war wie immer. Vielleicht noch etwas aufgeregter als gewöhnlich. Das lag aber sicher an der Party, die sie für Sonntag organisierte.«

»Waren Sie dort?«

»Ich war eingeladen, aber hier gab es zu viel zu tun. Wir hatten zwei große Gruppen, die versorgt werden mussten, wie gesagt, wir haben einige Ausfälle wegen Krankheit. Nichts Ungewöhnliches für diese Jahreszeit.« Sie schaute zum Tresen, hinter dem ein bärtiger Mann stand und Bier ausschenkte. »Ich hätte Ihnen gerne mehr geholfen, aber jetzt muss ich leider zurück zur Arbeit.«

»Sie haben uns bereits geholfen. Vielen Dank.«

»Rufen Sie mich an, falls Sie etwas herausfinden?«, fragte sie und in ihren Augen erschien ein flehender Blick.

»Versprochen.«

»Danke.« Simone Charente verabschiedete sich und verschwand durch eine Tür in den hinteren Teil der Brauerei.

Die Bedienung, die sie an den Tisch geführt hatte, stellte ein Tablett mit einigen kleinen Biergläsern vor sie.

»Wir brauen sechs verschiedene Biersorten nach alten Rezepten und mit lokalen Zutaten. Wenn Sie schon hier sind, wäre es eine Schande, sie nicht zu probieren.« Sie lächelte den Major an und legte zwei Speisekarten auf den Tisch. »Ich bin sicher, Sie finden etwas auf der Karte. Wie beim Bier sind alle Produkte frisch, biologisch angebaut und stammen aus der Umgebung.«

»Glücklicherweise steht mein Motorrad in der Tiefgarage der Polizeipräfektur und ich habe einen zuverlässigen Fahrer.« Sandrine nahm eines der schmalen Gläser und prostete ihrem Kollegen zu.

»Gönne ich dir«, sagte er und blätterte mit einem wohlwollenden Lächeln in der Speisekarte. »Aber nicht alle, sonst muss ich dich zu Hause abliefern.«

»Eins reicht völlig.« Ein Mittagessen kam ihr recht, seit dem Frühstück hatte sich viel ereignet und ihr Magen grummelte.

Sandrine ließ sich müde auf den Stuhl im Besprechungsraum fallen und streckte die Beine von sich. Martin Alary kam dazu, setzte sich ihr gegenüber und überflog einen Stapel Nachrichten, den er mitgebracht hatte.

»Wo stehen wir?«, fragte sie und schaute zu den Pinnwänden.

»Was meinst du genau?«

»Ich beginne, mich in Details zu verlieren«, gab sie zu. »Lass uns zusammenfassen, wo wir in den Ermittlungen stehen. Vielleicht sehe ich tatsächlich den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr.«

»Wir haben drei Leichen. Alles junge Frauen, die mit einer Krawatte stranguliert wurden.«

»Eine teure Krawatte aus Seide, die mindestens 50 bis 70 Jahre alt ist und in die eine Rose gestickt wurde. Wer hebt so etwas auf?«

Martin Alary lächelte, er wusste genau, worauf Sandrine hinauswollte. »Jemand, der vor einem halben Jahrhundert auf Stil achtete und ausreichend Geld besaß, um teure Krawatten und die dazu passenden Anzüge zu kaufen. Aber niemand, der heute noch fit genug wäre, junge Frauen umzubringen.«

»Oder sie wurden an einen Erben weitergegeben, der solche Dinge schätzt und aufbewahrt.«

»Kann gut sein. Aber davon sollte es in Paris mehr als eine Handvoll geben.«

»Alle drei Frauen besaßen Verbindungen zur Kunsthochschule. Entweder als Model oder als Studentin. Vielleicht haben sie sich gekannt oder sind sich auf irgendeinem Flur oder einem Kurs über den Weg gelaufen, nicht ahnend, dass sie das gleiche Schicksal erleiden würden. Irgendwann stießen sie auf einen Mann, der ihrem Leben ein gewaltsames Ende setzte. De Saint-Clair ist ein Mäzen, der Pariser Künstler unterstützt. Er geht an der Universität ein und aus.«

»Wir haben die Kurse und Aktivitäten der ersten beiden Opfer detailliert ausgearbeitet und gemeinsame Kontakte herausgefiltert. Es kommt ein Dutzend Professoren und Angestellte der Kunsthochschule zusammen, dessen Vorlesungen und Kurse sie besuchten. Wie viele Studenten dazukommen, will ich mir gar nicht vorstellen. Ich wette, bei Valerie Duchamps sieht es nicht anders aus.«

»Aber keinen davon hat Sophie Cicurel wegen sexueller Nötigung angezeigt.« Ihr Finger zeigte auf das Bild des ersten Opfers.

»Die Beschuldigung wurde zurückgezogen. Sie arbeitete seit über einem Jahr als Aktmodell. Ich möchte nicht wissen, wie oft sie von Männern gebucht wurde.«

»Wir kennen nur eine einzige Anzeige.«

»Der Commandant Henry nachgegangen ist. Der Verdächtige besitzt ein Alibi, das sich bisher als wasserdicht erwiesen hat.«

»Durch eine seiner langjährigen Angestellten. An ihrer Aussage würde ich gerne etwas rütteln.«

»Rütteln oder einschüchtern?«, fragte er und zog die Brauen hoch. »Da gibt es eine feine Linie.«

»Die ich nicht überschreiten werde«, versicherte Sandrine. Ihr war bewusst, dass de Chezac und Commandant Henry die Zeugin nicht erneut befragen würden, solange sie keine handfesten Hinweise lieferte, die ihre Aussage in Zweifel zogen. Nur anzunehmen, dass sie gelogen hatte, reichte nicht aus.

»Es fehlte eine klare Verbindung zwischen diesem de Saint-Clair und dem zweiten Opfer.«

»Auch sie studierte an der Kunsthochschule. Dort können sie sich begegnet sein.« Sie wiegte den Kopf, selbst in ihren Ohren hörte es sich konstruiert an. »Oder über den Job als Escortgirl.«

»Könnte hilft uns nicht weiter. Wir müssen es beweisen. Sie wurde mit jemandem beobachtet, auf den die Beschreibung passt. Das reicht nicht. Außerdem ist der Zeuge nicht sonderlich vertrauenswürdig.«

Sie nickte. Der Mann, der die beiden gesehen haben wollte, hatte kurz vorher seinen Führerschein wegen Trunkenheit am Steuer abgegeben und hatte eingestanden, nicht mehr nüchtern gewesen zu sein. Die Aussage würde vor keinem Richter Gewicht haben.

»Dann müssen wir klären, wer der Gönner des letzten Opfers war.« Sandrine stand auf und trat an ein Whiteboard. »Was wissen wir?«

»Sie wurde von einem älteren Mann ausgehalten«, sagte Martin Alary. »Angesichts des Alters ihrer Freundin kann das problemlos auf einen Mann über dreißig zutreffen. Ich falle mit Garantie nicht mehr unter älter, sondern uralt.«

»Dann bin ich demnach auch eine ältere Frau.« Mit Mitte dreißig gehörte sie zu den jüngeren Mitarbeiterinnen, die den Dienstgrad Capitaine de Police erreicht hatten.

»Der Mann gab sich Mühe, seine Spuren zu verwischen. Seine Zuwendungen erhielt sie in bar und trat persönlich als Mieterin auf. Auch in der Wohnung ist kein Anzeichen zu erkennen, die auf seine Identität schließen lassen.«

»Wir müssen herausfinden, wer zu diesem Brunch am Sonntag eingeladen war.«

»Er wird nicht so dumm gewesen sein, sich dort sehen zu lassen, nachdem er die Beziehung so lange geheim gehalten hat.«

»Er muss nicht als Valeries Liebhaber aufgetreten sein. Vielleicht zweifelte er daran, dass die Putzkolonnie alle Fingerabdrücke und Spuren beseitigen konnte. Als Gast hätte er eine glaubwürdige Erklärung besessen.«

»Wir überprüfen das noch. Die Spurensicherung hat kein Handy gefunden, das dem Opfer gehört haben könnte.«

»Er wird es mitgenommen haben, um unsere Arbeit zu erschweren. Wahrscheinlich liegt es irgendwo im Kanal.«

»Wir kommen problemlos an die Daten von der Telefongesellschaft.«

»Was nicht bedeutet, dass wir Textnachrichten lesen können«, erwiderte Sandrine. »An seiner Stelle hätte ich ihr ein zweites Handy besorgt, über das die Kommunikation läuft. Eines, an das wir nicht denken. Auf irgendeinen Angestellten zugelassen und mit einer Prepaidkarte. Der Mann war viel unterwegs, vielleicht sogar eines, das im Ausland registriert ist.«

»Auch die vorläufigen Ergebnisse der Rechtsmedizin bringen keine neuen Erkenntnisse. Wie bei den anderen Opfern wurde sie betäubt. Spuren von Gegenwehr sind nicht zu finden. Noch ist nicht klar, um welches Mittel es sich handelt, aber Doktor Brossault ist dran.«

»Es ist ihm wichtig, dass die Frauen wehrlos sind«, sagte sie nachdenklich. »Entweder ist der Täter nicht sonderlich kräftig und fürchtet Gegenwehr, oder die Unfähigkeit seiner Opfer, sich zu wehren, gibt ihm einen besonderen Kick.«

»Dieser de Saint-Clair sieht mir nicht gerade wie ein Schwächling aus. Andererseits, ein Mensch in Todesangst entwickelt ziemlich Kräfte.«

»Er musste zu hundert Prozent sichergehen, dass sie ihm nicht entkamen.«

»Wo siehst du das Motiv?«

»Das erste Opfer hat sich gegen seine Annäherungsversuche gewehrt und ihn angezeigt. Möglicherweise hat das seinen Stolz verletzt. Ein unbedeutendes Mädchen wie Sophie Cicurel sollte froh sein, wenn sich ein de Saint-Clair überhaupt mit ihr abgab. Schwer zu überwinden, so eine Zurückweisung, wenn die adeligen Vorfahren noch das Recht auf die erste Nacht mit ihrer Leibeigenen hatten.«

»Ius primae noctis«, sagte Martin Alary. »Das ist doch eher ein Mythos als eine geschichtliche Tatsache.«

»Das stimmt wahrscheinlich«, gab sie zu. »Über seine Beziehung zu Marie Damon wissen wir noch zu wenig, aber Valerie Duchamps hat ihn betrogen. Er fand er es heraus und sie musste sterben.«

»Eifersucht ist immer ein hervorragendes Motiv. Übrigens haben wir den Namen und die Adresse des Mannes, der sie vor der Galerie abgesetzt hat.«

»Und?«

»Die Kollegen haben ihn für eine Befragung hergebracht.« Major Alary sah auf die Uhr. »Er sitzt seit einer halben Stunde in einem Verhörraum.«

»Hoffentlich hat Valerie bei ihm über ihre Beziehung geplaudert.«

»Das werden wir bald erfahren.«

Sie betrachteten den Mann, der im Verhörraum saß, auf einem Bildschirm. Die Kamera war an der gegenüberliegenden Wand angebracht und zeigte sein blasses Gesicht.

»Nicolas Serrant, 25, Student an der Sorbonne. Stammt aus Narbonne«, las Martin Alary von einem Zettel ab. »Auf ihn ist der Wagen zugelassen.«

»Vorstrafen?«

»Keine. Ein unbeschriebenes Blatt, bis auf seine Ignoranz, was das Parken betrifft.«

»Zu unserem Glück. Wer weiß, wie lange es gedauert hätte, ihn aufzuspüren?«

»Er sieht nervös aus.« Der Major betrachtete den Zeugen, der auf dem unbequemen Stuhl hin und her rutschte, sich mit den Händen häufig über das Gesicht fuhr oder mit den schulterlangen Haaren spielte.

»Er weiß, dass seine Freundin tot ist und fragt sich, ob wir ihn für verdächtig halten. In seiner Situation wäre ich auch angespannt.«

»Sollen wir rein?«

»Ich denke, er ist reif für ein Verhör«, entschied Sandrine.

Der Mann schaute hoch und wollte aufstehen, als sie den Raum betraten.

»Bleiben Sie ruhig sitzen«, bat sie ihn und nahm mit dem Major ihm gegenüber Platz. Sie schaltete das Mikrofon ein und machte die notwendigen Angaben zu den Anwesenden und der Zeit des Verhörs. Der Blick des Mannes klebte an ihr.

»Ist es wahr? Ist Valerie die Tote im Kanal?«, platzte es schließlich aus ihm heraus und er beugte sich weit über den Tisch.

»Es tut mir leid«, sagte Sandrine.

Nicolas Serrant ließ sich zurücksinken. Sein Atem ging flach und ein Schweißtropfen lief seine Schläfe hinab.

»Aber wer könnte ...« Seine Stimme brach und er starrte Sandrine fragend an.

»Wir haben die Ermittlungen gerade erst begonnen.«

»Sie war so ein liebevoller Mensch. Es gab niemanden, der sie nicht mochte.«

Das behaupten alle, dachte sie und nickte betätigend.

»Sie waren ein Paar?« Sandrine übernahm die Führung in der Befragung, während der Major sich auf die Reaktion des Mannes konzentrierte. Sie schätzte seine Erfahrung und Menschenkenntnis, auf die sie sich bisher stets hatte verlassen können.

»Wir haben uns auf einer Feier in der Kunsthochschule kennengelernt. Ich war sofort verliebt in Valerie.«

»Ging es ihr ebenso?«

»Ich denke schon.« Er stutzte und warf einen Blick zur Kamera. »Aber wieso bin ich hier? Ich kann Ihnen nichts zu ihrem ...« Seine Stimme versagte ihren Dienst und er strich sich mit beiden Händen über das Gesicht.

»Sie waren in der Wohnung des ... von Valerie Duchamps?« Martin Alary hatte gestoppt, bevor er das Wort Opfer aussprach. Der junge Mann stand kurz vor dem Zusammenbruch und er ging schonend mit ihm um. Sandrine musterte ihn aus den Augenwinkeln. Der Major war ein harter Kerl, der sich keinen Unsinn auftischen ließ. Offensichtlich hielt er den Freund der Toten nicht für den Täter.

»Ja.«

»Und Sie fanden es nicht seltsam, dass Ihre Freundin, die über kein geregelt Einkommen verfügt, sich eine solche Wohnung leisten kann?«, hakte Major Alary nach.

»Selbstverständlich war ich erstaunt.«

»Hatte sie eine Erklärung?«

»Die Wohnung gehört einem reichen Kerl, der für ein halbes Jahr verreist ist. Er lässt Valerie dort kostenlos wohnen. Das hält Einbrecher ab. Immerhin stehen dort einige wertvolle Kunstgegenstände.«

Sandrine nickte zustimmend. Housesitting war nicht ungewöhnlich und eine logische Erklärung, die Nicolas Serrant ohne nachzufragen geschluckt hatte, wahrscheinlich auch, da er daran glauben wollte. Es war für ihn angenehmer, als eine Freundin

zu haben, die sich nebenbei von einem reichen Mann aushalten ließ.

»Waren Sie am Sonntag dort?«

»Ja, allerdings nicht sonderlich lange. Ich habe einen Job und musste früh los.«

»Was können Sie uns über die Feier sagen?«

»Nicht viel. Valerie hat einige Freunde und Bekannte zu einem Brunch eingeladen. Es sollte wohl so was wie eine Abschiedsfeier werden.«

»Abschiedsfeier?«

»Ja. Sie wollte bei mir einziehen.«

»Wieso sind Sie nicht bei ihr eingezogen? Die Wohnung ist ziemlich groß, selbst für zwei Leute«, fragte Sandrine, die neugierig war, mit welcher Erklärung die Frau sich aus der Affäre gezogen hatte. Ihr Gönner würde es kaum akzeptieren, wenn ein anderer Mann bei ihr einzog, in eine Wohnung, die er bezahlte.

»Der Vertrag wäre am Ende des Monats ausgelaufen. Der Eigentümer zieht zurück nach Paris. Valerie hätte sich auf jeden Fall eine neue Unterkunft suchen müssen. In der Zwischenzeit konnte sie bei mir bleiben.«

»Das klingt vernünftig«, sagte sie. Das Opfer musste ihn wirklich geliebt haben, wenn sie auf die Zuwendungen verzichtete.

»Wer besuchte diese Feier?«, fragte Martin Alary. »Kam Ihnen jemand ungewöhnlich vor? Wirkte Ihre Freundin nervös oder ängstlich? Sprach sie davon, dass sie mit irgendwem Probleme hatte?«

»Sie kam mit allen gut zurecht. Valerie war ein Mensch, der Streit aus dem Weg ging. Jeder mochte sie.« Er atmete krampfhaft ein. Der Schmerz schien ihn zu überwältigen.

»Lassen Sie sich Zeit«, beruhigte ihn Sandrine.

»Schon gut. Ich will das hier so schnell wie möglich hinter mich bringen.« Mit zittrigen Händen hob er den Pappbecher mit Wasser und nahm einen tiefen Schluck. »Ich kannte kaum die Hälfte der Gäste. Die meisten hatten etwas mit der Kunsthochschule zu tun. Niemand, vor dem sie Angst hatte oder der sie

nervös machte. Sie war gut gelaunt und hatte vielleicht ein oder zwei Gläser Sekt zu viel.«

»Studenten?«

»Aber auch ein paar Doktoranden und Angestellte der Kunsthochschule. Valerie hat mich einem Professor vorgestellt, aber ich habe den Namen vergessen. Wer gekommen ist, nachdem ich zur Arbeit musste, kann ich nicht sagen.«

Sandrine streckte den Arm aus und beendete die Aufnahme. Sie bemerkte den erstaunten Blick ihres Kollegen, doch für den Moment ignorierte sie ihn.

»Danke für Ihre Zeit. Sie haben uns sehr geholfen. Schreiben Sie noch auf, wen Sie auf der Feier getroffen haben, dann können Sie gehen.«

»Ich wünschte, ich hätte mehr helfen können, aber ...« Er zuckte mit den Schultern.

»Sollte Ihnen noch etwas einfallen, rufen Sie mich an.« Sie reichte ihm eine Visitenkarte, die er annahm, ohne darauf zu schauen.

»Ich habe mir den Kopf zerbrochen, aber es war ein ganz gewöhnlicher Tag.«

»Manchmal sind es nur Kleinigkeiten, die uns weiterbringen.«

Sie stand auf und verabschiedete sich von dem Mann. Einer der uniformierten Kollegen würde ihn zum Ausgang bringen.

»Du lässt ihn einfach wieder laufen?«, wandte sich Martin Alary an sie.

»Was hätten wir noch von ihm erfahren können?«

»Du glaubst an seine Unschuld?«

»Er war verliebt, wollte mit dem Opfer zusammenziehen, wieso hätte er sie umbringen sollen?«

»Eifersucht? Vielleicht hat er mitbekommen, dass sie ihn betrügt?«

»Nicolas Serrant hat ihr jede Geschichte abgenommen, die sie ihm aufgetischt hat, egal wie haarsträubend, weil er sie glauben wollte.«

»Umso härter ist der Aufprall, wenn die Realität einen einholt.«

»Dann plante er, sich an ihr zu rächen und kopierte einen Serienmörder, der Paris terrorisiert? Nein, das glaube ich nicht. Er ist eher die Sorte Mann, die den Kontakt abbricht und sich in seinem Kummer verkriecht, als eine skrupellose Gewalttat zu verüben.«

Martin Alary ging neben ihr her, bis sie die Tür zu ihrem Büro erreichten.

»Wahrscheinlich hast du recht. Wie sollte er an die Krawatte mit der Stickerei oder an ein Boot, mit dem er die Leiche transportieren konnte, gekommen sein?«

»Du weißt, wer eine Jacht im Bassin de l’Arsenal am südlichen Ende des Kanals besitzt?«

»Die Ariste V liegt dort. Es gibt keinen Anhalt, dass sie in der Nacht unterwegs war.«

»Wie narzisstisch muss man sein, eine Jacht nach sich selbst zu benennen?«

»Ebenfalls liegen dort die Boote von etwa hundert anderen Einwohnern von Paris, ganz zu schweigen von denen, die von der Seine aus durch die Schleuse in den Kanal fahren können.« Martin Alary war ein akribischer Ermittler, der selbstverständlich die Eigentümer der Boote entlang des Kanals abgefragt hatte. Sandrine schätzte es, mit ihm zu arbeiten.

»Ich mache für heute Schluss«, entschied sie.

»Während eines laufenden Falls gehst du pünktlich in den Feierabend?«, fragte er erstaunt.

»Warum nicht? Mein Überstundenkonto läuft bald über. Und den Fall bearbeiten wir schon seit fast einem Jahr.«

»Das ist nicht deine Art«, sagte er und musterte sie neugierig. Misstrauen stand deutlich in seinen Augen.

»Warnst du mich nicht ständig davor, mich nicht zu sehr in meine Ermittlungen zu verbeißen.«

»Das schon, aber seit wann hörst du darauf, was ich sage?«

»Ab heute.« Sandrine grinste ihn an, doch das Misstrauen schwand nicht aus seinem Blick.

»Du hast eine Dummheit vor«, sagte er in einem entschiedenen Ton.

»Keinesfalls. Ich bestelle eine Pizza und verbringe den Abend vor dem Fernseher auf der Couch.«

»Halt Abstand von de Saint-Clair. Verstanden?«

»Natürlich. Alles andere wäre sehr dumm von mir«, stimmte sie ihm vollmundig zu.

Ihr Kollege trat näher zu ihr und dämpfte seine Stimme.

»Mich kannst du nicht so leicht hinters Licht führen wie unser Opfer ihren Freund. Du hast etwas vor, das dich Kopf und Kragen kosten kann. Ich bitte dich inständig, lass es sein. Wir kriegen den Kerl auf dem korrekten Weg.«

»Sei unbesorgt, ich plane keine Dummheiten. Ich bin einfach nur ausgelaugt und brauche einen ruhigen Abend, um meine Batterien wieder aufzuladen.« Sie klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter und betrat ihr Büro. Die Tür schloss sie hinter sich. Er kennt mich zu gut. Ihm kann ich nichts vorspielen. Sie zog die Motorradklamotten an, nahm den Helm und verließ das Polizeipräsidium.

Sandrine saß in einem alten, leicht verbeulten Renault, der am Straßenrand parkte. Auf ihrem Schoß lag der Scanner, den sie sich ausgeliehen hatte. Onkel Thomas war bockiger gewesen als Martin Alary. Schließlich hatte er nachgegeben und ihr das Equipment überlassen, genau wie den unauffälligen Wagen. Nur Idioten fahren Autos, nach denen man sich umguckt oder deren Krach man schon von weitem hört, belehrte er sie gerne. Jetzt war er mit ihrem Motorrad im Süden von Paris unterwegs. Hoffentlich wird es nicht zu teuer. Sie schaute hinüber zu dem Gebäude, das aus der Zeit von Haussmann stammte, genau wie der Kanal Saint-Martin. Der Stadtplaner hatte ganze Viertel abreißen lassen und das heutige Stadtbild von Paris geprägt. Ariste de Saint-Clair bewohnte die oberen zwei Etagen. In dieser trendigen Gegend würde er eine hübsche Summe dafür hinblättern

müssen, aber Geld war sein geringstes Problem. Sein größtes bin ich, und das weiß er auch. Bisher hat er es geschafft, mich auf Abstand zu halten, aber das wird er nicht endlos lange schaffen. Sie sah sich um. Der Wind, der eisigen Regen vor sich hertrieb, sorgte dafür, dass die Straße menschenleer war. Doch ihre Hauptsorge war es, dass Martin Alary sie durchschaut hatte und hier auftauchte, um sie von ihrem Vorhaben abzuhalten. Ein Taxi rollte langsam an ihr vorbei und hielt vor dem Eingang des Gebäudes. Sie sah den Fahrer telefonieren. Kurz darauf summte der Scanner und in der oberen Etage erlosch das Licht. Jemand hatte per Fernbedienung die Alarmanlage aktiviert.

»Glück gehabt«, murmelte sie und legte den Scanner auf den Beifahrersitz. Sie startete den Motor und fuhr langsam aus der Parklücke. Im Rückspiegel sah sie eine Gestalt, die in das Taxi stieg. Zwei Querstraßen weiter parkte sie und kehrte zurück. Bis sie den Eingang des Gebäudes erreichte, drang der Regen durch die Kapuze des Hoodies, den sie über den Kopf gezogen hatte. Die Hände, die in Einweghandschuhen steckten, waren tief in den Taschen ihrer Jacke vergraben. Sie schaute sich um, bevor sie einen Satz Dietriche aus der Hosentasche zog. Nach wenigen Sekunden klackte das Schloss und sie drückte die Eingangstür auf. Vor der Wohnungstür zog sie eine Sturmhaube auf, die sie normalerweise unter dem Motorradhelm trug, nur für den Fall, dass die Alarmanlage mit einer Kamera verbunden war. Das Türschloss leistete kaum Widerstand. Sie schob die Tür auf, schlüpfte hinein und presste den Knopf einer Fernbedienung, auf die sie das abgefangene Signal gespeichert hatte. Augenblicklich erlosch das rote Licht. Sie war deaktiviert. Der Kerl besaß Geld wie Heu, aber knauserte bei der Sicherheit seiner Wohnung. Es kam ihr zu einfach vor, in den intimen Bereich dieses Mannes einzudringen. Sie behielt die Sturmhaube auf und verzichtete darauf, die Lampen einzuschalten.

Es war Vollmond und die Fenster ließen genug Licht herein, dass sie auf die Taschenlampe verzichten konnte. Der Parkettfußboden knarrte unter ihr und ein leichter Geruch von Möbelpolitur stieg ihr in die Nase. Ob die Putzkolonne auch hier am

Werk gewesen war, um alle Spuren, die auf Valerie hinwiesen, zu beseitigen? Eher nicht. Er wird sie nie hierhergebracht haben, das wäre zu leichtfertig. Irgendwelche Spuren bleiben immer zurück.

Das Mondlicht spiegelte sich sanft auf dem Parkettfußboden, auf dem kein Teppich lag. Eine Sitzzecke aus dunklem Leder beherrschte die Mitte des Wohnzimmers. Sie konnte sich ausmalen, wie Ariste de Saint-Clair ihre Vorgesetzten hier empfangen hatte: Kaffee, ein paar teure Kekse und wohlplatzierte Anspielungen auf gemeinsame Bekannte, die jemandem wie Commandant Henry das Leben schwermachen konnten. Selbstverständlich wurde der Mann wie ein rohes Ei behandelt.

Sie wandte sich ab und betrachtete die Bilder, die auf den antiken Kirschholzkommoden standen. Ausschließlich gerahmte Fotos von ihm: Ein Selfie auf einer Bergspitze im Schnee, beim Marathon in New York, aber meist mit Leuten der Pariser Oberklasse, denen er sich zugehörig fühlte.

Sandrine öffnete Schubladen und Schränke: nur alltäglicher Kram. Nichts, was sich bedeutsam anfühlte. Hier unten würde sie auch kaum etwas Belastendes finden. In diesem Bereich kamen zu viele Besucher. Sie stieg die schmale Wendeltreppe hinauf ins Obergeschoss, warf einen kurzen Blick in das Schlafzimmer und wandte sich ab. Was sie suchte, fand sie im Nachbarraum: De Saint-Clairs Arbeitszimmer. Ein antiker Schreibtisch mit dünnen, kunstvoll gedrechselten Beinchen stand der Tür gegenüber. Sollte es etwas zu finden geben, dann hier. Wenn er Andenken seiner Opfer behält, will er sie bestimmt nahe bei sich haben, sodass er sie sich jederzeit ansehen kann. In einer Ecke stand ein massiver eiserner Safe, den sie ignorierte. Ihr fehlten die Zeit und das passende Werkzeug, um ihn aufzubrechen. Außerdem war es ein zu offensichtliches Versteck. Sollte es unerwarteterweise zu einer Hausdurchsuchung kommen, würde er ihn als Erstes öffnen müssen. So dumm war der Mann sicher nicht.

Die Schubladen ließen sich leicht herausziehen. Sandrine hob handgeschöpftes Briefpapier und Umschläge hoch, doch darun-

ter befand sich nichts. In der anderen Schublade lagen Stifte, Schreibfedern, ein zierlicher Tintenbehälter und ein chinesisches Kalligraphie-Set in einem roten Lackkästchen. Sie fluchte lautlos. Irgendetwas musste sich hier finden lassen. Der Mann war ein klassischer Narzisst, irgendein Souvenir, das ihn an seine Taten erinnerte, nahm er garantiert mit.

»Denk nach«, murmelte sie.

Sie zog beide Schubladen heraus und stellte sie vor sich auf den Tisch. Die linke war eine Handbreit kürzer als die rechte, und ein Lächeln löste die Spannung in ihrem Gesicht. Sie kroch unter den Schreibtisch und schaltete die Taschenlampe ein. Es dauerte eine Weile, bis sie eine runde Stelle im Holz fand, die sich farblich von ihrer Umgebung abhob. Das Holz alterte unterschiedlich. Sie hielt den Atem an und drückte darauf, bis sich der Zapfen bewegte und den Verschluss freigab. Mit einem leisen Klacken öffnete sich das Geheimfach. Es war leer, bis auf einen USB-Stick mit einer schwarzen, gummierten Oberfläche.

»Na, wer sagt es denn?«

Sie zog ein Handy aus der Tasche, das ihr Onkel ihr überlassen hatte, während er mit ihrem in der Jacke durch Paris fuhr. Sie steckte den Datenstick in das Handy und startete den Dateimanager. Auf dem USB-Stick befand sich nur eine einzige Datei, die sie kopierte. Anschließend legte sie ihn zurück und drückte die Klappe des Geheimfachs zu. Kurz schaute sie auf das Display des Handys. Zu gerne hätte sie die Datei geöffnet, doch jetzt war es an der Zeit, sich zu beeilen. Sie würde das zu Hause in Ruhe tun. Vielleicht hatte sie nun, was sie brauchte, um ihn in die Enge zu treiben. Natürlich war ihr klar, dass kein Beweisstück, das sie hier finden würde, vor Gericht Bestand hatte, aber sie musste sicher sein, dass sie sich nicht in eine fixe Idee verrannt hatte und de Saint-Clair tatsächlich der Krawattenmörder war. Sie stand auf und schob die Schubladen zurück in den Schreibtisch. Nichts sollte ihre Anwesenheit verraten. Je weniger der Mann über ihren Besuch wusste, desto besser.

Im Vorbeigehen bemerkte sie eine unscheinbare Tür und warf einen Blick in das dahinterliegende Zimmer. Es handelte sich

um ein Ankleidezimmer oder einen besseren Abstellraum. Der antike Schrank, der fast die komplette Kopfseite des Raums einnahm, fesselte ihre Aufmerksamkeit. Ein Blick kann nicht schaden. Schlüssel steckten in den Schranktüren, doch sie waren nicht abgeschlossen. Ordentlich aufgereiht hingen meist dunkle Anzüge auf einer Kleiderstange. Der Geruch von Mottenkugeln schwebte schwer über dem Stoff. Sandrine holte einen heraus. Er war alt, wahrscheinlich älter als de Saint-Clair und sein Schnitt schon seit Jahrzehnten aus der Mode. Sie hängte ihn zurück. Auf einem Brett reihten sich Hüte und Zylinder. Sie strich entlang des Regalbodens und Staubflocken klebten an ihrem Finger. In den Schubladen lagen Einstecktücher, Manschettenknöpfe, mehrere Taschenuhren und Handschuhe. Aus irgendwelchen sentimentalischen Gründen hob de Saint-Clair diese alten Sachen auf. Rasch zog sie eine Schublade nach der anderen auf, bis sie fand, wonach sie gesucht hatte: akkurat gefaltete Krawatten aus Seide. Sie nahm eine heraus und drehte sie um. Eine fein gestickte Rose befand sich auf der Rückseite. Es gab für sie keinen Zweifel mehr: Ariste de Saint-Clair war der Krawattenmörder. Jetzt war es an ihr, es zu beweisen.

Die Tür zur Wohnung wurde geöffnet und Sandrine schreckte zusammen. Jemand betrat das Wohnzimmer und schaltete das Licht ein. Der Schein der Deckenbeleuchtung fiel durch den Treppenaufgang. Sie musste verschwinden. Es blieb keine Zeit, die Krawatte wieder ordentlich zusammenzulegen, rasch stopfte sie sie in die Tasche des Hoodies und verschloss die Schranktüren. Schritte auf dem Holzfußboden und die Stimmen von zwei Männern drangen herauf. Security, war ihr erster Gedanke. De Saint-Clair hatte sich demnach nicht nur auf die Alarmanlage an der Tür verlassen. Der Weg nach draußen durch die Wohnung war ihr versperrt. Vorsichtig schob sie einen Stuhl unter eines der Dachfenster und stellte sich darauf. Ihre ausgestreckten Arme reichten bis zum Fensterrahmen. Sandrine drückte das Fenster vorsichtig auf und zog sich im Klimmzug hoch. Schritte kamen die Treppe herauf. Mit einem kräftigen Ruck wuchtete sie sich aus dem Fenster und kam mit dem Oberkörper auf dem

Dach zum Liegen. So rasch, wie sie es sich traute, schloss sie das Fenster hinter sich. Vielleicht bemerkte niemand, dass es nicht eingerastet war.

Vorsichtig, nicht auf der feuchten Metallfläche auszurutschen, kletterte sie das steile Dach hinauf bis zum Giebel. Hier war sie außer Sichtweite. Einer der Security-Männer schaltete das Licht im Ankleidezimmer an und Sandrine erstarrte. Eisiger Regen prasselte auf sie herab, doch sie ignorierte das Wasser, das ihre Kleidung durchdrang und lauschte, ob ihr jemand folgte. Erst als das Licht wieder erlosch, bewegte sie sich seitlich über das Dach bis zu einem Gerüst am Nachbarhaus. Sie sprang auf die oberste Arbeitsfläche und wartete, doch die Security-Männer verfolgten sie nicht. Wahrscheinlich waren sie klug genug, sich nicht auf die nasse und rutschige Dachfläche zu wagen. Dafür wurden sie zu schlecht bezahlt. Oder sie vermuteten einen Fehlalarm. Rasch kletterte sie das Gerüst hinunter und verschwand in der Seitengasse, in der sie das Auto geparkt hatte. Im Vorbeifahren bemerkte sie einen Streifenwagen mit eingeschaltetem Blaulicht, der vor dem Haus stand. Jemand hielt den Polizisten die Tür auf, bestimmt einer der beiden Männer, die sie überrascht hatten. Sie atmete tief aus. Es war knapp gewesen. Fast hätten sie sie erwischt. Sie schickte ihrem Onkel eine Nachricht, sie an dem verabredeten Ort zu treffen, um die Fahrzeuge zu tauschen. Bis dahin würden Hoodie, Sturmhaube und Einweghandschuhe bereits auf dem Grund der Seine liegen.

Major Alary kam zielstrebig auf Sandrine zu, sobald sie die Polizeidirektion betrat. Er musste im Foyer gewartet haben, um sie abzupassen.

»Guten Morgen, Martin.«

Er fasste sie am Arm und zog sie zur Seite.

»Was hast du dir gedacht? Bist du vollkommen verrückt geworden?«, fauchte er sie an. »Und ich Idiot habe dich gestern gehen lassen. Als wäre mir nicht klar gewesen, dass du dabei

bist, Scheiße zu bauen. Aber gleich einen derartigen Haufen.« Er schüttelte verständnislos den Kopf.

»Ich habe keine Ahnung, worauf du hinauswillst«, erwiderte sie.

»Schau mich nicht so unschuldig an wie mein Dackel, wenn er die Schokolade aufgefressen hat. Die Schauspielerei kannst du dir für Henry und den Untersuchungsrichter aufheben.«

»De Chezac ist hier? Um die Uhrzeit?«

Etwas oder besser gesagt jemand hatte ihn wohl grob aus dem Bett gejagt. Merde. Es hätte ihr klar sein müssen, dass der Verdacht augenblicklich auf sie fallen würde. Aber sie konnten ihr nichts beweisen.

»Er spuckt Gift und Galle. Warst du wirklich so bescheuert, bei de Saint-Clair einzubrechen?«

»Wer behauptet das?«

»Na, wer wohl? Dein Liebling hat den Polizeipräsidenten angerufen, danach den Staatssekretär im Innenministerium.«

»Ich bin dem Mann nicht zu nahegekommen, wie ich versprochen habe.« Was auch nicht gelogen war, schließlich hatte er die Wohnung vorher verlassen.

»Ans Telefon bist du jedenfalls nicht gegangen.«

»Deinen Anruf habe ich erst heute Morgen gesehen, tut mir leid, sonst hätte ich zurückgerufen.«

»Wo warst du?«, fragte er drängend.

»Ich war noch immer wütend und bin eine Weile mit dem Motorrad rumgefahren.«

»Ein beschissenes Alibi. Vor allem bei dem Mistwetter.«

»Brauche ich eins?«

»Das entscheiden Henry und de Chezac, aber es wäre besser, du hättest ein wirklich wasserfestes Alibi.« Martin Alary stockte und schaute sich um. »Du warst bei mir. Verstanden? Den ganzen Abend.«

Sie trat näher zu ihm und umarmte den Mann.

»Danke, das vergesse ich dir nie, aber ich brauche kein falsches Alibi.« Dafür hatte sie gesorgt.

»Wie du meinst«, erwiderte er zögerlich. Sein Ärger schien halbwegs verpufft zu sein, und die Sorge um Sandrine gewann die Oberhand.

»Sie warten bestimmt schon auf mich.«

»Darauf kannst du wetten. In Henrys Büro.«

»Dann mache ich mich besser auf den Weg.«

Sie wandte sich ab, doch Major Alary hielt sie am Arm fest.

»Versuch, deine große Klappe zu halten. Wenigstens dieses eine Mal. Die sind kurz vorm Explodieren, du musst sie nicht noch zusätzlich reizen. Schaufel dir nicht dein eigenes Grab. Ich habe keine Lust auf eine neue Partnerin, es war schwer genug, dich halbwegs zu erziehen.«

»Ich werde ein ganz braves Mädchen sein, versprochen.« Sie legte all ihr Selbstvertrauen in ihre Stimme und hoffte, ihn überzeugen zu können.

»Gib mir deine Sachen.« Er hielt die Hand hin und Sandrine reichte ihm den Helm und die Motorradjacke.

»Danke.« Sie ging zum Aufzug, während Martin Alary zurückblieb. Seinen Blick spürte sie im Rücken. So besorgt hatte sie den abgebrühten Polizisten noch nie gesehen. Der Gedanke, dass er ihr ein falsches Alibi angeboten hatte, ließ Tränen in ihre Augen schießen. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass sie ihm so viel bedeutete, dass er seine Karriere für sie gefährdete.

»Da sind Sie ja endlich.« Commandant Henry sprang hinter dem Schreibtisch auf. »Was haben Sie sich dabei gedacht?« Er war der Zweite, der ihr diese Frage stellte, und ihm würde sie noch viel weniger die Wahrheit auf die Nase binden als Major Alary.

»Setzen Sie sich!« Ihr Chef ging zu einer Sitzcke, an der bereits der Untersuchungsrichter Platz genommen hatte und sie verärgert anstarrte.

»Monsieur de Saint-Clair hat sich bei uns beschwert, dass eine Polizistin bei ihm eingebrochen wäre, wahrscheinlich um ihm

gefälschte Beweise unterzuschieben«, fuhr er sie an. »Der zuständige Staatssekretär fordert Ihren Kopf.«

»Ich habe weder Kenntnis von einem Einbruch, noch was ich damit zu tun haben sollte«, erwiderte sie mit aller Ruhe, zu der sie fähig war, und setzte sich auf einen der Besucherstühle.

De Chezac öffnete eine Mappe und holte mehrere Fotos heraus.

»Der Einbrecherin ist es gelungen, die Alarmanlage an der Tür zu deaktivieren und in die Wohnung einzudringen.« Er warf ein Foto auf den Tisch, das bis zu ihr rutschte. Kurz bevor es über die Kante fiel, legte sie ihren Zeigefinger darauf. Martin Alary hatte recht, sie sollte ihn nicht unnötig reizen.

Sandrine betrachtete das Foto eine Weile.

»Was sagen Sie dazu?«, drängte Commandant Henry, den die Aussicht, eine kriminelle Mitarbeiterin im Team zu haben, zusehends aus der Fassung brachte. Es war ihm klar, dass seine Karriere mit ihr untergehen würde.

»Eine schöne Wohnung«, konnte sie sich nicht verkneifen zu sagen.

»Das sind Sie auf dem Foto.« De Chezacs Zeigefinger deutete auf Sandrine wie der Lauf einer Pistole.

»Ich sehe eine Person in dunkler Kleidung. Mittlere Größe und durchschnittliche Figur. Könnte jeder zweite Pariser sein, der auf seine Ernährung achtet und etwas Sport treibt. Wie kommen Sie darauf, dass ich das sein könnte? Vom Gesicht ist unter der Maske nichts zu erkennen.«

»Sie haben sich derart darin verbissen, in Monsieur de Saint-Clair den Krawattenmörder zu sehen, dass Sie bei ihm eingebrochen sind. Welche Absicht hatten Sie? Wollten Sie Beweise suchen oder ihm tatsächlich belastendes Material unterzuschieben?«

»Sie haben mir verboten, mich dem Mann zu nähern«, wich sie der Frage aus.

»Es wäre nicht das erste Mal, dass Sie eine direkte Anordnung ignorieren. Aber einen Einbruch zu begehen, ist sogar für Ihre Verhältnisse extrem.«

»Lassen wir Capitaine Perrot Ihre Sicht des Vorfalls schildern«, versuchte Commandant Henry die Situation zu entschärfen.

»Ich war gestern nicht in der Nähe der Wohnung. Nachdem Sie angeordnet haben, die Ermittlungen zurückzufahren, war ich zugegebenermaßen ziemlich frustriert. Normalerweise setze ich mich dann auf mein Motorrad und fahre eine Weile.«

»Also haben Sie kein Alibi?« De Chezac konnte den Triumph nicht aus seiner Stimme verbannen. Er schien anzunehmen, sie in die Defensive gedrängt zu haben, in eine ausweglose Situation.

Sandrine zog ihr Handy aus der Tasche und legte es auf den Tisch.

»Meine Dienstnummer ist die PIN. Sie können den Aufenthaltsort des Handys gerne überprüfen. Ich hatte es gestern bei mir.«

»Das werden wir mit Sicherheit tun.«

»Zu welcher Uhrzeit soll sich der Einbruch zugetragen haben?«

»Gegen 21 Uhr«, antwortete der Commandant. »Ein separater Bewegungsmelder alarmierte den Sicherheitsdienst.«

»Ich war unachtsam und habe mich geärgert, aber wie es aussieht, handelt es sich wohl eher um einen Glücksfall. Etwa um diese Zeit bin ich von einer mobilen Radarfalle auf dem Boulevard périphérique erwischt worden. Das sollte sich problemlos nachprüfen lassen.«

»Wer sagt uns, dass Sie nicht jemanden angewiesen haben, mit Ihrem Handy in der Tasche durch Paris zu fahren und sich mit Absicht blitzen zu lassen? Damit hätten Sie ein fast perfektes Alibi«, erwiderte de Chezac aufgebracht. »Sehr clever.«

»Was haben Sie, das mich belastet, außer diesen schlecht aufgenommenen Fotos einer Sicherheitskamera und der Anschuldigung eines Mordverdächtigen, der sich durch meine Untersuchungen bedroht fühlt? Fingerabdrücke? DNA-Spuren? Augenzeugen? Wahrscheinlich nichts davon. De Saint-Clair sieht nur eine Chance, mich loszuwerden, und ergreift sie.«

»Es gibt keinen Mordverdächtigen.« Der Untersuchungsrichter war kurz davor, sie anzuschreien. Eine Ader pulsierte wild an seiner Schläfe und die Wangen verfärbten sich rot.

»Genauso wenig bin ich irgendwo eingebrochen.«

»Sie wissen, dass Ihre unüberlegte und kriminelle Aktion Ihren Lieblingsverdächtigen vom Haken geholt hat?«, fragte Commandant Henry, der sich wieder halbwegs gefasst hatte. »Egal was wir bei dem Mann finden, seine Anwälte werden behaupten, dass es ihm während des Einbruchs untergeschoben wurde.«

»Das ist mir bewusst.« Es hatte sie die Nacht über wachgehalten. Sie hatte de Saint-Clair vollkommen unterschätzt. Sie war in seine Falle getappt wie ein Kleinkind. Natürlich besaß er eine zweite Alarmanlage, die bei ihrem Eintreten aktiviert worden war. Etwas, das sie mehr aufbrachte als die Vorwürfe ihrer Vorgesetzten. Wegen ihrer Dummheit würde er vielleicht mit drei Morden durchkommen.

»Die Anschuldigungen gegen Sie wiegen schwer«, begann ihr Chef. »Wir werden den Fall eingehend untersuchen müssen und es darf nicht der geringste Anschein erweckt werden, wir würden die kriminellen Handlungen einer Mitarbeiterin decken«, belehrte sie Commandant Henry.

»Das verstehe ich.«

»Sie werden selbstverständlich von diesem Fall abgezogen.«

»Aber ...«

»Das ist beschlossen«, stoppte Commandant Henry ihren Versuch, etwas einzuwenden. »Außerdem werden Sie bis zum Abschluss der internen Untersuchungen vom Dienst freigestellt. Lassen Sie Ihre Dienstmarke und Waffe hier, bevor Sie das Gebäude verlassen.«

»Wer wird die Ermittlungen fortführen?« Ihr Magen zog sich bei der Vorahnung bereits schmerzhaft zusammen.

»Major Alary ist ein kompetenter Polizist. Er wird weiter mit dem Fall betraut bleiben, allerdings mit einem neuen Partner.« De Chezac lächelte sie süffisant an. Wenigstens diesen Teil des Vorfalls schien er durchaus zu genießen.

»Sie sind mit de Saint-Clair befreundet?« Die Bemerkung konnte sie sich nicht verkneifen. »Das macht Sie nicht gerade zu einem unparteiischen Ermittler in dieser Angelegenheit.«

»Wir kennen uns flüchtig, das ist alles. Ich habe es zur Sprache gebracht, aber es wurde vom Innenministerium nicht als ein Problem angesehen.«

Sandrine nickte. Sie wollten sie loswerden und de Chezac sollte als ihr Scharfrichter dienen. Eine Aufgabe, die er nur zu freudig angenommen hatte. Sie zog die Glock 17 aus dem Holster und legte sie auf den Tisch, den Dienstausweis daneben.

»Sie wissen, wo Sie mich finden«, sagte sie und stand auf. Es war alles gesagt, jetzt musste sie abwarten, wie sich die Ermittlungen gegen sie entwickeln würden. Der Untersuchungsrichter würde jedenfalls sein Bestes daransetzen, sie aus dem Polizeidienst zu werfen. Ihre Ungeduld und Verbohrtheit hatte nur einem geholfen: Ariste de Saint-Clair.

Sie trafen sich in einer Brasserie gegenüber dem Louvre. Sandrines Onkel saß an einem kleinen Tisch am hinteren Ende und winkte ihr zu. Sie drängte sich durch eine Gruppe Touristen, die ungeduldig darauf warteten, dass die Bedienung mehrere Tische für sie zusammenschob.

»Bonjour Onkel.« Sie küsste den hageren Mann auf die Wange.

»Setz dich. Reicht dir ein Kaffee oder brauchst du etwas Stärkeres?«

»Du hast schon davon gehört?«

»In groben Zügen. Was ist genau passiert?«

Sandrine berichtete ihm, wie sie von Commandant Henry und dem Untersuchungsrichter befragt und von ihrer Arbeit freigestellt worden war.

»Glück gehabt.« Der erleichterte Ton in seiner Stimme war nicht zu überhören.

»Das nenne ich keinesfalls Glück. Ich bin aus den Ermittlungen raus und der Mann kommt wahrscheinlich mit drei Morden durch, nur wegen meiner Dummheit.«

»Du warst klug genug, die Sturmhaube aufzulassen, Handschuhe zu benutzen und die Kerle von der Security waren zu feige, dir über das Dach zu folgen. Alles, was sie in der Hand haben, ist eine Vermutung. Spekulation kommt weder bei Gericht noch in einer internen Ermittlung durch.«

»Reicht aber, um meine Karriere zu ruinieren. Eine Polizistin, der man kriminelle Taten vorwirft, wird bei Beförderungen ausgeschlossen, falls sie mich nicht sogar rauswerfen.«

»Nimm es als ein Zeichen des Schicksals. Deine Berufung lag nie im Polizeidienst. Such dir etwas, was dir mehr zusagt.« Er sprach in einem ernsten, aber liebevollen Ton und drückte ihre Hand.

»Ich werde auf keinen Fall in unser Familiengeschäft zurückkehren«, antwortete sie entschieden. Als Teenager hatte sie ihren Onkel auf seinen Ausflügen in die Villen reicher Kunstsammler begleitet. Das dabei erlernte Wissen war ihr in mehr als einer Ermittlung bei Raub und Einbrüchen zugutegekommen. Aber das lag hinter ihr, genau wie bei ihrem Onkel Thomas.

»Du bist doch ebenfalls ausgestiegen. Nach dem Tod von Tante Céline.« Seine Frau war vor einigen Jahren ums Leben gekommen. Sie hatte nachts einen Einbrecher überrascht, der augenblicklich flüchtete. Sie stand in seinem Weg und er stieß sie die Treppe hinunter.

»Du bist jung und hast viele Möglichkeiten. Denk drüber nach.«

»Mache ich«, sagte sie nachdenklich. Es war nicht falsch, was er ansprach, ihre Perspektive im Polizeidienst sah düster aus. Der Untersuchungsrichter deutete eine Degradierung an und sie konnte sich problemlos vorstellen, dass er damit durchkam.

»Was ist mit der Datei, die ich auf das Handy geladen habe?«

Ihr Onkel wühlte in seiner Hosentasche, zog es heraus und legte es auf den Tisch.

»Sie ist verschlüsselt. Mein Kontaktmann schaffte es nicht, sie zu knacken. Er faselte etwas von Hightech-Verschlüsselung. Vielleicht kennst du jemanden bei der Polizei, der helfen kann?«

»Das geht nicht. Damit würde ich zugeben, in der Wohnung gewesen zu sein. Nichts, was ich mitgenommen oder gesehen habe, ist vor Gericht zulässig.«

Thomas nickte. So weit konnte er sich mit der Rechtmäßigkeit von Beweisen aus.

»Was hast du jetzt vor?«

»Ich brauche eine Weile, um in Ruhe nachzudenken.«

»Deine Tante Céline hat dir das Haus in der Bretagne vererbt. Ein Tapetenwechsel würde dir guttun.«

»Es ist vermietet, schon seit einigen Jahren.«

»Der alte Schafstall ist renoviert worden. Die Wohnung ist klein, aber gemütlich, mit einem herrlichen Blick über die Bucht, an klaren Tagen bis zum Mont-Saint-Michel. Ideal, um sich zurückzuziehen und nachzudenken.«

Den alten Stall hatte sie tatsächlich vergessen. Tante Céline hatte ihn als Unterkunft für Freunde, die ihre Privatsphäre schätzten, genutzt.

»Und die Ente steht auch noch in der Garage.« Er grinste verschmitzt und zwinkerte ihr zu. Mit dem Wagen hatte sie ihre ersten Fahrversuche auf dem Grundstück unternommen und später die Bretagne abgeklappert.

»Die fährt doch bestimmt nicht mehr.«

»Ich bin überzeugt, du kannst den Motor noch immer auseinanderbauen und zusammensetzen. Sollte ein Klacks sein, sie zum Laufen zu bringen. Und es bringt dich auf andere Gedanken.«

»Vielleicht mache ich das. Mir frische Luft um die Nase wehen zu lassen klingt gut.« Vor allem war die Bretagne um diese Jahreszeit ruhig, als würden alle schlafen und auf den Frühling warten. Und Ruhe hörte sich für Sandrine ausgesprochen verlockend an.

»Tu es!«

»Na gut. Für ein paar Wochen.« Früher oder später würde sie bei de Chezac antanzen müssen, bis dahin war sie froh, ihn nicht zu sehen. Die Frage war nur, ob man ihr nahelegen würde zu kündigen oder sie auf ein berufliches Abstellgleis schob. Sie war

nicht der Typ, der darauf wartete. Ihr Kündigungsschreiben war ausgedruckt, in einem Briefumschlag und lag auf ihrem Schreibtisch. Vielleicht kam in der Bretagne der richtige Moment, sie abzuschicken.

Sandrines Habseligkeiten füllten den Kofferraum des Kastenwagens, den sie sich von einem Freund geliehen hatte, kaum aus. Einerseits besaß sie nicht viel, andererseits würde sie für einen überschaubaren Aufenthalt in der Bretagne nur wenig brauchen. Auf jeden Fall Regenkleidung. Der Blick in den Wetterbericht ließ sie schauern. Sie überlegte, ob in dem ehemaligen Stall überhaupt eine Heizung eingebaut war, konnte sich aber nicht mehr daran erinnern. Für den Notfall waren dicke Socken und eine lange Unterhose, die sie beim Motorradfahren im Winter trug, eingepackt. Der Kühlschrank war ausgeschaltet und der Schlüssel für die Wohnung lag bei Onkel Thomas. Zum Glück hatte sie keine Pflanzen, um die sich jemand kümmern musste.

Sie saß an ihrem Stammpplatz im Café Central und tauchte die Spitze ihres Croissants in die Schaumhaube des Milchkaffees. Ihr Leben erfuhr einen harten Einschnitt und es war unklar, in welche Richtung es weitergehen würde. Ein Gefühl der Wehmut erfüllte sie. Für eine Weile hatte sie geglaubt, ihren Platz gefunden zu haben, doch mit ihrer Verbissenheit und einem ordentlichen Schuss Überheblichkeit hatte sie sich selbst ins Ausmanövriert. Sie biss die kaffeedurchtränkte Spitze des Croissants ab und dachte an die Kameraausrüstung, die im Auto lag. Fotografieren hatte ihr schon immer Spaß bereitet und sie war recht gut darin. Jetzt besaß sie Zeit, um ihrem alten Hobby nachzugehen und weiter zu verbessern.

Aus den Augenwinkeln bemerkte sie einen Mann, der das Café betreten hatte und auf sie zukam. Sie drehte den Kopf und ihre Hand, die noch immer das Croissant hielt, erstarrte. Es war Ariste de Saint-Clair, der erneut die rote Outdoorjacke trug. Ge-

nau wie auf der Brücke am Tatort. Was kann er wollen? Sich an seinem Triumph freuen?

»Darf ich?«, fragte er und fasste nach der Rückenlehne eines freien Stuhls.

»Nein.«

»Ich erlaube mir die Freiheit trotzdem, schließlich waren Sie auch nicht zimperlich, meine Wohnung ohne Erlaubnis zu betreten.« Er zog den Stuhl zurück und setzte sich ihr gegenüber.

Sandrine zuckte mit den Schultern. Sie würde ihn nicht abhalten können und eine Szene zu veranstalten, war er nicht wert. Es würde ihr auch unangenehmer sein als dem blasierten Snob. Wahrscheinlich würde er es sogar genießen, sie aus der Ruhe gebracht zu haben.

»Was wollen Sie?«

Der Mann war groß und würde allgemein als gutaussehend durchgehen. Es verwunderte sie nicht, dass sich junge Frauen von ihm angezogen fühlten. Bestimmt war er in der Lage, sich als charmanter und interessierter Plauderer mit einem extravaganen Lebensstil zu präsentieren. Doch heute war er nicht hier, um sie zu beeindrucken. Es musste ihm klar sein, was sie in ihm sah: einen skrupellosen Serienmörder.

Mit kalten, blauen Augen musterte er sie so intensiv, dass eine Gänsehaut über ihre Arme lief. Ob es dieser Blick war, den seine Opfer sahen, bevor sie starben?

»Sie sind bei mir eingebrochen.«

»Wie wollen Sie das beweisen?« Sie ließ sich auf das Spiel ein, neugierig, wohin es sie führen würde.

»De Chezac benötigt Beweise. Ich nicht. Wir beide wissen, was geschehen ist.«

Es drängte Sandrine, ihm zu antworten, doch sie sah ihn nur schweigend an. Betont lässig, als könnte er ihr nichts anhaben, biss sie in ihr Croissant.

»Sie haben etwas gestohlen ...« Er stoppte, als sie ihre Brauen leicht hochzog. »Etwas mitgenommen, das ich zurückhaben möchte.«

»Ich wüsste nicht, wovon Sie sprechen.«

»Es muss Ihnen doch klar sein, dass ich Ihre Karriere bei der Polizei vernichten kann. Wenn ich mich anstrenge, landen Sie im Gefängnis.«

Das Erste stimmte wahrscheinlich, der Rest war eine leere Drohung, mit der er sie kaum einschüchtern konnte.

»Und was vermissen Sie?«

»Sie haben ein Geheimgeschloß in meinem Schreibtisch geöffnet und eine Datei kopiert. Leugnen ist nutzlos, es wurde von einer Kamera aufgezeichnet.«

»Und was befand sich auf dieser Datei?« Sandrine legte das Croissant zur Seite und beugte sich leicht vor, die Unterarme auf die Tischplatte gestützt.

»Sensible Daten von einem Projekt, das mir ganz besonders am Herzen liegt. Ich bin Unternehmer, wie Sie wissen.«

»Und irgendjemand besitzt nun einen Einblick in diese sensiblen Daten? Überaus unangenehm.«

»Derjenige sollte seine Vorfreude im Zaum halten. Meine IT-Abteilung versicherte mir, dass die Verschlüsselung einen Zugriff unmöglich macht.«

»Dann besteht kein Grund zur Sorge.« Sie erinnerte sich an den Versuch ihres Onkels, die Datei zu öffnen, und zweifelte nicht an de Saint-Clairs Behauptung.

»Ich bin nicht sonderlich besorgt.«

»Das sollten Sie sein. So wie Sie glauben zu wissen, dass ich in Ihrer Wohnung war, bin ich davon überzeugt, dass Sie drei junge Frauen auf dem Gewissen haben.«

»Ein klassisches Patt, würde ich sagen. Ich bin nicht in der Lage, eindeutig zu beweisen, dass Sie eine Einbrecherin sind und Ihnen ist es unmöglich, mir einen Mord nachzuweisen.«

Ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht. Sie spürte das Raubtier in ihm, das nur von einer dünnen Tünche überdeckt wurde und darauf lauerte, sein wahres Wesen zu zeigen. In diesem Moment wurde ihr klar, er würde erst dann aufhören zu morden, wenn sie ihn zur Strecke gebracht hatte.

»Es geht nur noch um uns beide«, sagte er leise. »Jäger und Gejagter. Es stellt sich die Frage, wer ist wer?«

»Ich werde Sie eigenhändig im Gefängnis abliefern. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Momentan sieht es eher so aus, als wären Sie diejenige, die auf der Flucht ist. Oder ist der gepackte Wagen auf der anderen Straßenseite nicht Ihrer?«

»Anzunehmen, Sie wären der Jäger, kann sich als tragischer Irrtum herausstellen.« Sie beugte sich weiter vor. »Ich gehöre nicht zu den jungen und wehrlosen Frauen, die Sie nicht durchschauen.«

»Anzunehmen, Sie wären die Jägerin und ich die Beute, ist eine Illusion, auf die Sie bereits hereingefallen sind. Belassen Sie es bei der einmaligen Niederlage und suchen Sie sich eine leichtere Aufgabe.« Sein leises Lachen klang melodisch, doch jagte es ihr einen eisigen Schauer über den Rücken.

»Verschwinden Sie.«

»Man sieht sich.« Er nickte ihr zu und wandte sich ab.

Darauf kannst du dich verlassen. Ihr Herz schlug bis hoch in den Hals und ihre Muskeln zitterten vor Anstrengung, nicht aufzuspringen, um ihm ins Gesicht zu schlagen. Die Hände zu Fäusten geballt starrte sie ihm nach, bis er das Café verlassen hatte. Er besaß kein wirkliches Interesse daran, die Datei zurückzubekommen. Sein Ziel war es, ihr vor Augen zu führen, dass die Beweise für seine Schuld vor ihr lagen, sie aber keine Möglichkeit hatte, an sie heranzukommen. Der Mann verspottete sie. Was ihm noch leidtun wird.

Schließlich stand sie auf und legte das Geld für ihr Frühstück auf den Tisch. Sandrine steckte die Hände tief in die Tasche ihrer gefütterten Jacke und umfasste ein Handy, das mit einer Seidenkrawatte umwickelt war. Sie und de Saint-Clair würden sich wiedersehen. Dann würde sich entscheiden, ob sie in der Lage war, ihn aufzuhalten.

Aber jetzt war es an der Zeit loszufahren. Bis Cancale waren es mindestens vier Stunden mit dem Wagen.

## Danke

Es freut mich, dass Sie Capitaine Sandrine Perrot und Major Martin Alary bei ihren Ermittlungen begleitet haben. Die Vorgeschichte von Sandrine wird sie bis in die Bretagne verfolgen.

Die Rückmeldung meiner Leserinnen und Leser ist mir ausgesprochen wichtig. Über Kritik, Lob und Anregungen, aber auch eine Bewertung bei Amazon oder dem Buchhändler Ihrer Wahl, freue ich mich und werden Ihnen gerne antworten.

## Bücher von Christophe Villain



Sandrine Perrot ermittelt zwischen Meer, malerischen Küstenstädtchen und dem beschaulichen Hinterland der Bretagne.

Auf dem Zöllnerweg entlang der Bucht von Mont-Saint-Michel wird die Leiche einer unbekanntenen Frau entdeckt. Lieutenant de Police Sandrine Perrot, die eine Auszeit vom Polizeidienst im Austernstädtchen Cancale verbringt, wird für diesen Fall dem Kommissariat in Saint-Malo zugeteilt.

Gemeinsam mit ihrem neuen Assistenten, Adel Azarou, übernimmt sie die Ermittlungen, die sie zu einem alten Kriminalfall aus Paris, aber auch tief in die tragische Geschichte einer alleingesessenen Hoteliersfamilie führen.



Sandrine Perrot wird von ihrem Assistenten Adel Azarou zu einem ungewöhnlichen Tatort in der Altstadt von Saint-Malo gerufen. Bei der Toten handelt es sich um eine bekannte Influencerin und Radiomoderatorin, die sich mit ihren Meinungen und Themen in der Region einige Feinde gemacht hat. Der Mörder hat die Leiche und den Tatort nicht nur professionell inszeniert, sondern die Tat auch minutiös aufgezeichnet. Die hinterlassenen Spuren deuten auf mehrere Verdächtige hin. Wollte der Täter damit in die Irre führen und von sich ablenken? Unter dem zunehmenden Druck des Staatsanwalts geht Sandrine den Hinweisen nach, kann jedoch einen weiteren Mord nicht verhindern. Steckt ein Serientäter dahinter? Alle Indizien scheinen den Verdacht zu bestätigen. Sandrine ist sicher: Sie hat ein entscheidendes Detail übersehen ...



Anstatt einen angenehmen Tag mit Léon an der Küste und in Le Mont-Saint-Michel zu verbringen, wird Sandrine Perrot zu einem tödlichen Verkehrsunfall am Jachthafen von Saint-Malo gerufen. Der Tod der Fahrerin geht ihr persönlich nahe, da sie die Frau erst kurz zuvor kennengelernt hatte. Im Laufe der Spurensicherung wird ihr klar, dass mehr hinter dem vermeintlichen Unfall steckt, als sie auf den ersten Blick vermutete.

Ihre Ermittlungen führen sie in das Umfeld einer bekannten Familie in Le Mont-Saint-Michel, die von alten Traditionen, aber auch vom Konflikt zwischen den Geschwistern geprägt ist.

Ein weiterer Mensch verschwindet bald darauf spurlos. Wollte er sich einem Verhör entziehen oder wurde ein unliebsamer Zeuge zum Schweigen gebracht?

Auch die Zusammenarbeit mit den Behörden in der Normandie und das unerwartete Auftauchen eines alten Bekannten erschweren ihre Arbeit.



Ein neuer Fall führt Sandrine Perrot nach Bécherel, der Cité du Livre der Bretagne. Ein Ort, in dem sich das Leben um Bücher dreht. Der Präsident eines bekannten Bücherclubs wurde ermordet in seiner Bibliothek aufgefunden. Führten Verachtung und Rivalitäten unter den Bücherliebhabern zu einem Mord oder muss sie das Motiv an einer anderen Stelle suchen?

Während Sandrine in der Stadt der Bücher ermittelt, konstruiert der Untersuchungsrichter de Chezac einen Fall gegen sie. Aus dem Abseits muss sie zusehen, wie sich die Lage in Saint-Malo zuspitzt.



Ihr neuer Fall führt Sandrine und Adel zu einem Anwesen an der Rance. Alexandre de Tréchet, ein vermögender Großgrundbesitzer, wurde ermordet in einer alten Gezeitenmühle aufgefunden.

Wollten die von ihrem Vater entfremdeten Kinder nicht länger auf das beträchtliche Erbe warten? Oder führten zwielichtige Geschäfte zu seinem Tod?

Ein dubioser Privatermittler gibt Sandrine Rätsel auf, die sie lösen muss, um den Täter zu überführen.

## Impressum

Christophe Villain  
c/o Peter Bingel  
Pettenkoferstrasse 2  
45470 Mülheim an der Ruhr

Telefon: 0173 7419 642  
Mail: [Krimi@C-Villain.de](mailto:Krimi@C-Villain.de)  
Facebook: [C.Villain](https://www.facebook.com/C.Villain)  
Webseite: [www.c-villain.de](http://www.c-villain.de)

Alle Rechte vorbehalten.

Coverdesign by: Giusy Amé / [MagicalCover.de](http://MagicalCover.de)  
Bildquelle: Depositphoto  
Korrektorat: Birgit van Troyen